Ernſt Wagner's ſämmtliche Schriften.

Ausgabe letzter Hand
beſorgt
von
Friedrich Moſengeil.

Eilfter Band.
Lebensgeſchichtliche Nachrichten und Mittheilungen aus des Dichters Nachlaß enthaltend.

Mit königlich Würtembergiſchen und großherzoglich Badenſchen Privilegien.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher,
1828.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

V o r w o r t.

Die Freunde unſeres Dichters erhalten in den vorliegenden zwei Supplementbänden zu den ſämmtlichen Werken außer dem, was ſich noch Mittheilbares in ſeinem Nachlaß gefunden, die lebensgeſchichtlichen Nachrichten aus den früher erſchienenen „Briefen des Herausg. üb. d. Dichter E. W.“ — theils im Auszuge und mit Weglaſſung alles deſſen, was nur für jenen Zweck und die dort gewählte Form an rechter Stelle zu ſeyn ſchien; theils aber auch erweitert und ergänzt durch Sammlung und Zuſammenſtellung aller hiehergehörigen Notizen, — beſonders aus Wagner's eignen Schriften entlehnt. Es finden ſich ſolcher Bemerkungen viele in den Werken ſeiner letzten Lebensperiode zerſtreut; — gleichſam die Grundſtriche einer Selbſt-Biographie, die aber ſolche Leſer, denen der Vf. perſönlich unbekannt geblieben, großen-

theils auch nicht auf ihn beziehen würden; indem man alle jene Schilderungen, (wie z. B. in den „Reiſen") eben ſo gut als poetiſche Fiktion bloß in Beziehung auf die handelnden Perſonen des Romanes gelten laſſen könnte. Nur der Vertrautere durfte hier ſondern, und ſo manche Darſtellung, worin nicht der kleinſte Zug der freien Dichtung, vielmehr in ſtrengſter Wahrheit dem wirklichen Leben des Dichters angehört, mit in ſeine Charakteriſtik aufnehmen.

Hinſichtlich des literariſchen Nachlaſſes glaubten wir bei dem früher aufgeſtellten Grundſatze „ſtrenger Sichtung und beſcheiden behutſamer Mittheilung" beharren zu müſſen; dagegen hat das Bruchſtück des Romanes „Thalheim" hier vollſtändiger gegeben werden dürfen.

Fr. Moſengeil.

Inhalt.

S.

1. Lebensgeſchichtliche Nachrichten 1

2. Mittheilungen aus dem handſchriftlichen Nachlaſſe:

I. Frühere poetiſche Verſuche.

(Einige kleine Gedichte der frühſten Periode, und Scenen aus zwei ungedruckten Luſtſpielen) 115

II. Thalheim, oder die Liebe auf der wüſten Inſel. — Erſte Hälfte 133

1.

Lebensgeſchichtliche Nachrichten.

Johann Ernſt Wagner wurde den 2ten Februar 1769 in dem S. Meining'ſchen Marktflecken Roßdorf geboren; ein damals ritterſchaftlicher Ort, deſſen volkreiche Gemeinde Ernſt's Vater, Friedrich Timotheus, faſt bis zu ſeinem Amtsjubileum als würdigen Lehrer und geiſtlichen Vater hochverehrte. Gleicher Achtung genoß der Pfarrherr auch bei der adeligen Gutsherrſchaft, den Familien von Wechmar und von Geyſo, in welchen er als Hausfreund aufgenommen war. Von drei Söhnen, deren Einer ſich dem Stande des Vaters, der Andere der Rechtswiſſenſchaft widmete, war Ernſt der jüngſte. Die treue brüderliche Freundſchaft wurde noch durch die Liebe zweier Schweſtern erhöht; Beide in ihrer Art ausgezeichnete Jungfrauen: Dorothea, die Aeltere, durch Schönheit und wirthſchaftliche Häuslichkeit, — Philippine, die Jüngere, weniger durch Reize der Geſtalt, als durch Geiſt und Gemüthlichkeit anziehend, welche ſich unter Anderm durch einen weit gebildeteren Geſchmack an Werken der ſchönen Literatur äußerten, als man ſonſt wohl bei Landmädchen

ſindet. Der äſthetiſche Studien=Direktor, oder wenigſtens der ökonomiſche Hausverwalter des geiſtigen Bedarfs, war Chriſtian, der Theolog. Als Stifter eines Leſezirkels für die Leſeluſtigen im Umkreis mehrerer Stunden, hatte er, bei geringen Mitteln, eine recht artige Sammlung guter deutſcher Schriftſteller angelegt, und war alſo der Gärtner für jene Blumen geworden, deren ſüßer Duft die Geſchwiſter anlockte, aus denen aber Ernſt, als die echte Biene, den beſten Honig ſog.

Eltern und Kinder ſtellten das anmuthsvolle Leben einer redlichen, bei beſchränkten Glücksgütern dennoch glücklichen, weder ungebildeten noch überbildeten Landprediger=Familie dar, die dem Romanen= oder Idyllendichter zu einem reizenden Bildchen hätte ſitzen können. Selbſt die Lage des Dorfes in einem zwar nicht reichen und üppigen, doch keineswegs reizloſen Thale würde zur Ausführung eines ſolchen Gemäldes wohl kaum der poetiſchen Verſchönerung, ſondern bloß des treuen Kopiſten bedürfen. Beſonders ſchön iſt die Pfarrwohnung auf einer Anhöhe gelegen, von welcher ſich die Ausſicht über den Flecken und deſſen Wieſen= und Ackerflur darbietet; ſie wird durch kräftige Laubholzwaldungen begränzt, deren höchſter nördlicher Gipfel, der Bleßberg, dem Fluge der Einbildungskraft einen ſchönen Ruhepunkt gewährt, um von dort aus noch weiter in die milden Niederungen des Werra=Grundes zu blicken. Unmittelbar hinter

dem Pfarrhauſe zieht ein Baumgarten am Hügel hin, und noch höher aufwärts ſetzt die Kirche, mit ihrem ſie umgebenden Friedhofe, dem Dorf und der ganzen Gegend die maleriſche Krone auf. Das Haus iſt nicht groß, aber licht und wohnlich; eines von denen, worin ſich der Gaſt gleich beim Eintritt bequem und heimiſch fühlt; — zumal wenn ihm ſo liebe brave Bewohner grüßend entgegenkommen, als Wagner's Eltern waren.

In der That kann man ſich keinen ehrenfeſteren, bei wahrer Herzensfrömmigkeit duldſameren, und für ſeinen ſegenreichen Wirkungskreis kräftiger ausgerüſteten Landgeiſtlichen vorſtellen, als der alte Friedrich Timotheus war. Ernſt hatte für ihn, ganz nach Gebühr, gränzenloſe Liebe und Ehrfurcht; wie er ſich denn überhaupt eines gewiſſen Ahnenſtolzes auf ſeine wohlberufenen Vorfahren zu rühmen pflegte.

In ſeinen männlichen Jahren, wo er ſo gern in traulichen Geſprächen die früheren, glücklicheren der erſten Jugend zurückrief, hat er auch mir erzählt, was ich hier mit ſeinen eignen Worten wieder gebe:

„Ich beſuchte einſt im Durchfluge eine ſehr würdige Pfarrfamilie. Der Tag war ſchwül. Wir ſaßen im Grasgarten unter drei hohen Wallnußbäumen, ſprachen von guten Zeiten und Menſchen, und ich war von Herzen froh und warm geworden. Welche Kühlung, rief ich aus, geben doch dieſe ſchönen, herrlichen Bäume! Ich

glaube, es ſind die ſchönſten auf der ganzen Erde! Der alte Geiſtliche ſah mich mit heiterm und bedeutendem Lächeln an, — und ach, wie ward mir in dieſem Augenblick! Wie durchbebten mich der Vorzeit heilige Schauer, als ich die Bedeutung ſeines Lächelns erfuhr! Er hatte, wie ich wußte, meinen verewigten Vater genau gekannt. Dieſer hatte ihm einſt erzählt: daß er hier (wo mein Großvater, und nachher mein Onkel, Pfarrer geweſen) als ein kleiner Knabe drei Wallnüſſe geſteckt, und die Bäumchen noch mit großer Freude bis zu einer Mannshöhe großgezogen, worauf er in die Fremde gegangen, und dem älteren Bruder die Sorge für ſie überlaſſen. —"

„Wie gewaltſam habe ich einſt meine Freudenthränen zurückhalten müſſen, als ich ein Stück Weges mit einem uralten Bauer aus dieſem Dorfe ging, welchen mein Großvater noch konſirmirt hatte, und der mir, — dem Ahnenſtolzen, — von der Liebe erzählte, die mein Onkel in der Gemeinde genoſſen, und daß deſſen Vater, der alte Siegmund, und ſeine Ehefrau doch ganz gewiß aus ihren Gräbern ſogleich gen Himmel gefahren ſeyen! — Ich drückte ihm die Hand — und o! hätte ich mich doch dem alten Manne genannt! Aber ich fühlte mich fremd, und es hielt mich eine gewiſſe Furcht zurück. — Ja, ihr frommen Schatten, ich gehöre euch redlich an! Aber ach, wir ſind doch nicht ſo gut, wie unſre Väter waren!"

Dieſes fromme kindliche Andenken tritt noch oft in E. Ws. Schriften hervor; hauptſächlich in den „Reiſen aus der Fremde in die Heimath,“ woher wir beſonders eine Stelle entlehnen, welche jene heilige Erinnerung zugleich mit der Sehnſucht nach der heimathlichen Gegend verknüpft, und dem Dichter Veranlaſſung zu einer anſprechenden Schilderung derſelben giebt. Er redet ſeinen Auguſt — den wir im Verlauf dieſer Biographie näher kennen lernen, — von der Höhe des Inſelberges an, die ihm einen Blick auf die fernen heimathlichen Berge vergönnt:

„Dort, Auguſt! wo des Mondes letztes Viertel noch freundlich über dem Horizonte hängt, dort ruht meine Heimath, blau dämmernd, wie das Land meiner Jugend, das in ihr, ſchon halb unſichtbar, verſunken und verſchloſſen liegt. Jener heitere Stern ſcheint ſein ſanftes Licht auf die Friedliche herabzugießen. Auch in der Ferne bleibſt du dir ähnlich und treu, du kleiner mütterlicher Ort! Mich dünkt, ich ſehe tief in den Buſen des engen Wieſenthales hinein, wo oben zwiſchen zwei Waldbergen die ſchöne blumige Stelle lachte, die ich ſo oft betrat, um mit all' den freundlichen Singvögeln die Morgenſonne zu grüßen.“

„Freund, ich habe ſie einmal wieder geſehn! Wie wohl hatte die Natur jenen ungeheuern mooſigen Baſaltſtein auf der Bergwieſe oben am Wald aufbewahrt,

wo mein guter Vater ſo oft in der Frühe ſaß und, überwältigt von ſonniger Freude, dem ſpielenden Knaben lehrend zurief: „Gott ſey doch noch ſchöner als dieſe leuchtende Herrlichkeit mit ihren Nachtigalltönen.“ Du Edelſter! Du freundlicher vor vielen Gotteslehrern, wie lächelteſt du da! — O lächle auch jetzt herab! Dein Leben war dein Lehrer; deine Lehre war deine That. Sieht nicht noch in dieſem Augenblick mein Geiſt dort die Spuren deiner Schritte im Morgenthaue, in die ich ſo gern trat, und die du dem Knaben zu Gefallen ſo gern vor den ſchönſten Wieſenblumen vorüber lenkteſt! Wie ähnlich hatte ſich jene ſchwarze Stelle des Baches erhalten, wo er unterm dunkeln Laubdache eines Haſelnußgebüſches bei der großen Eiche ſtill heraustrat, während er oben im Dickig ſanft zu jenen Morgenmelodieen murmelte, die den gotterfüllten Mann entzückten. Eine einzige Veränderung fand ich dort im vorigen Jahre. Unſer alter Pfad, der über die Wieſe in den Wald führte, war weiter hinab den Bach entlang getrieben, deſſen grüne Schnur von hohen alten Erlen, der Tiefe des Thales ſanftgeſchlängelt folgte. Noch eine, faſt verlorne Spur zeigte ſich von meinem lieben alten Pfade, wo ich immer mit meinem Geſpielen Wilhelm aus- und einſchlich, wenn dieſer Schmetterlinge von dem Schmelz der tauſendblumigen Wieſe abfing. Welche Menge ſchöner Blümchen, alle von uns ſelbſt benannt: — Fleiſch-,

Guckucks=, Schmeer= und Klotzblumen; Oſterſchellchen, Katzenpfötchen, Blutnelken und der balſamiſche Quendel. Ach ja, dort hatte die Zeit ſchon den erſten Zahn angeſetzt; denn die Rispeln der Quendelblüthe waren bereits bis in die Mitte des verlaſſenen Pfades hereingelaufen, von dem nun bald der jetzigen Generation kein Andenken mehr übrig ſeyn wird. O Feld, o ſüße Wieſen! begrabt auch mich, den Freund, ſo ſanft unter euern Blumendecken! Aber links wand ſich der Pfad noch eben ſo lieblich waldaufwärts nach Wilhelms Pindus, — einer hohen Stelle, wo wir uns unter jungen Tannenbäumen lagerten. Von da ſtieg der Weg weiter zu einem ſteilen Wieſenfleck, ewig voll Blumen und Quellen. Dort war unſer Parnaß, gegenüber erblickte man den Helikon, und überall hörten wir unſern Muſenborn, den Kohlbach, unten murmeln. Glaube mir, ich habe nie ein friſcheres, anmuthigeres Bächlein gefunden, als dieſen Kohlbach mit ſeinen Schmerlen, Aalritzchen, weißen Perlen und ſpiegelnden Waſſerſpinnen. Wann die Sommergluth überall brannte, ſtellten wir Durſtige uns zu ihm hin in ſein ſaftiges grünes Dickig, und ſchon der Blick auf dieſes ſchwarze Silber, wenn er über das Baſaltgeſtein hinglitt, kühlte ſo herrlich unſre lechzenden Herzen! Dick und langſam, wie aufgelöſ'tes Metall, trat Welle in Welle ſanft hinüber; die ruhige Fortbewegung blieb nur durch kleine Grübchen und Kreiſe be=

merkbar. Selbſt das unruhigſte Herz mußte bei längerem Betrachten dieſes ſo ſanften Dahinziehens, in dem eins kühle Welle ſich liebend mit der andern vereinigte, eine gewiſſe lindernde Stille fühlen. Ein jedes Himbeer-, Erlen-, Haſel- und Brombeergebüſch, aus blühenden Waldglocken, Königskerzen und Johannisblumen hervorſtrebend, hatte eine eigne und immer ſchöne Form; und unter jedem ſchwamm der liebe reine Bach wieder hervor, oder ſchien gar in ſeinen beſchatteten Tümpeln ſtille zu liegen. Ueberall war er bei uns.“....

Seht da, wie ein Dichter in ſeinem Jugendlande daheim iſt! — Denn es muß hier ausdrücklich bemerkt werden, daß er in ſeinen „Reiſen“ ſo wie im „Fibelſchützen“ alles ihn ſelbſt Betreffende durch keinen einzigen Zug aus dem abgegränzten Gebiet der Wirklichkeit in das fabelhafte Reich der Poeſie hinüber gerückt habe. *) Was dort im Romane der Reiſende aus den Begebenheiten der früheren Zeit von ſich erzählt, iſt lauter treue Schilderung aus E. Wagner's Jugendleben. Keiner ſeiner Leſer, (und ſollte er wohl andere haben als ſinnige, theilnehmende, mitfühlende?) keiner wird in jenen Ergießungen ein kindlich gutes, und dabei phantaſiereiches, echt poetiſches Gemüth verkennen. Er wird

*) Wagner's eignes Zeugniß hierüber wird in einem Briefe Fernow's (ſ. „Mittheilung“ unter Nr. V.) erwähnt.

Ihn, — ihn ſelbſt erblicken dort, wo er als Kind, als Knabe, als Jüngling ſich ausbildet für ſeinen geiſtigen Beruf: das Schön-Empfundene ſchön darzuſtellen.

Wann und wie zuerſt der Funke anglimmte, den wir ſpäterhin zur geweihten Opferflamme auf dem Altar der Muſen aufglühen ſehn, das darf nur mit ſeinen eignen Worten erzählt werden:

„Ich ging, etwa acht Jahre alt, im Frühlinge mit meinem Vater nach dem Thale hinab. Unſer Pfad, ein harter Hohlweg in weißen Sand geriſſen, gefiel mir nicht, weil die röthlichen Erdhügel auf beiden Seiten, aus welchen überall Feuerſteine (Quarzkieſel) herausblickten, im Glanze der heißen Sonne mir ein gewiſſes ärgerliches, — ich möchte ſagen, Angſtſchweiß austreibendes — Glinzern zuwarfen, welches mich übler Laune machte. Ich bat meinen Vater, doch lieber am gegenüberliegenden, hier und da mit Gebüſchen bewachſenen grünen Hügel hinzugehn. Mein Vater zog auf ſeinen Spaziergängen jeden nackten, ſteinigen Weg, von dem er nach reizenden Plätzen hinüberſehen konnte, dieſen lachenden Partieen ſelbſt vor, weil ſie gerade durch ihre eigne Ueppigkeit ihm oft jede Ausſicht und Augenweide verſperrten; (was ich erſt lange nachher recht begreifen lernte.) Er ſchlug mir dießmal meine Bitte ab, „weil jener Hügel allzunaß und quellig ſey.“ Nun war, vom

erſten Denken an, Waſſer, und beſonders eine Quelle, meine höchſte Luſt. So lange unſer Gang dauerte, hatte ich beſtändig den verbotenen Hügel mit den, meiner Meinung nach unzähligen, Quellen vor Augen; und vorzüglich da, wo er allmälig zum Waldberge ward, glaubte ich unter jedem ſeiner Büſche und Steinblöcke einen Born blinken zu ſehn, nach welchem meine Seele dürſtete. Zuletzt erhitzte ein wahrer Durſt meine Phantaſie noch mehr. — Nachdem ich mich zu Hauſe erfriſcht hatte, dachte ich dieſer Sache weiter nach. Das Bild eines großen Fluſſes war mir noch undeutlich und hatte jetzt auch nichts Reizendes für mich. Aber ein ſolcher grüner ſammetner Hügel, — und ich, daran ſtehend, unter ſo vielen Quellen, deren Rieſeln wie Geſang in meine Ohren tönte, die alle endlich ihr Silber zu einem Bache zuſammengoſſen, deſſen Lauf ich mit meinen Gedanken bis ins Meer verfolgte — welcher Gegenſtand!"

„Ich verſuchte anfänglich, meine Gedanken durch die Zeichenkunſt deutlicher zu machen; das kleine Bild auf einer Homann'ſchen Landkarte von Heſſen, wovon ich kurz vorher einen buſchigen Hügel mit Wohlgefallen kopirt hatte, gab mir hiebei einige Nahrung. Ich legte meinen Quellenhügel mit Röthel furchtſam an; aber ich konnte ihm keine erträgliche Geſtalt geben und warf bald unmuthig Alles weg. Doch die folgende Nacht hörte ich im Traume meine Quellen rieſeln, trank und ſah ihnen

wehmüthig nach bis in das Meer. In dieſem Traume empfing ich ein dunkles Bild „von kleinen Quellen der unſchuldigen Kindheit, welche die Aue des Lebens hinabſpielten, bis ſie zu größern Waſſern erwuchſen und verſchwanden.“ Am Morgen ſchien mir dieß klarer. Ich wünſchte meine Gedanken aufzubewahren und Andern mitzutheilen, aber die Zeichenkunſt hatte mir hiezu den Dienſt verſagt. Endlich ſteckte ich Schreibzeug zu mir und ſchlich nach dem ſchönen Berge hin. Dort fand ich zwar wirklich einige der geträumten, ſüßen, wallenden Brünnlein, aber der Ort ſchien mir am Orte ſelbſt viel gemeiner, als geſtern, und ich fühlte mich ſehr zerſtreut. Nachläſſig ſchlenderte ich hinüber an den geſtern ſo ſehr verwünſchten heißen Pfad und ſetzte mich ſinnend auf einen Stein hin. Plötzlich ſchienen die geſtrigen Gedanken und nachherigen Träume mein ganzes Weſen, wie mit tauſend Lichtern, zu hellen und zu erfüllen. Ich ſchrieb nieder, was ich mußte, um es meinem Wilhelm mitzutheilen, und indem ich durch mein Gleichniß eine Idee darzuſtellen ſuchte, ging all' mein Dichten und Trachten, mir unwiſſend, auf mein erſtes Gedicht, welches bald vollendet vor mir da lag. — Ich verſichre dich, August, es war gelungen! und das zweite, beſſere, was ich im folgenden Herbſt ausarbeitete und das „Kirchweihfeſt“ nannte, und worin ich Herbſtlichkeit, Freund-

ſchaft und unſchuldiges Wohlleben darſtellte, hat mir niemals ſo wohl gefallen als jenes."

So begann Wagner's Dichterleben, und gewiß nur Wenige haben den erſten Moment der Empfängniß ſo treu dargeſtellt!

Von jenen früheren Verſuchen des Freundes haben ſich mir nur zwei kleine Gedichte erhalten; ſie ſind in den „Mittheilungen" unter Nr. I. abgedruckt. Das vor mir liegende Manuſkript zeigt keine Spur einer ſpäteren Nachbeſſerung. Um ſo bezeichnender ſind dieſe Erſtlinge; — gleichſam die erſten Flügelſchläge der aufſtrebenden Phantaſie. Der einfache, natürliche, nirgends hochtrabende Ton des Ausdrucks möchte ſelbſt bei talentvollen Anfängern im funfzehnten Lebensjahre wohl nur ſelten anzutreffen ſeyn! Denn gerade das kräftige Talent ſchweift — ſo lange der Geſchmack noch nicht hinlänglich gebildet, die ſchaffende Kraft noch nicht durch Beſonnenheit geregelt iſt, — faſt immer in das Schwülſtige hinüber. Uebrigens iſt in dieſen beiden Reliquien der Sohn des frommen Landpredigers nicht zu verkennen. Echte religiöſe Erziehung wird ſich ſtets der Entwickelung poetiſcher Gefühle günſtig zeigen, und die Geſchichte vieler der ausgezeichnetſten Dichter würde dieſe Bemerkung beſtätigen können. Jene jugendliche Religioſität iſt ihrem innerſten Weſen nach Liebe, und ſie kann nicht auf das Ideal alles Guten, Großen

und Schönen, auf den unſichtbaren Gott, gerichtet ſeyn, ohne ſich zugleich auf das Sichtbare zu lenken. So tritt ſie zuerſt in der kindlichen, und ſpäter in der freundſchaftlichen, dann in der menſchlich veredelten Geſchlechtsliebe hervor. Die Darlegung der erſten Entwickelung dieſer dreifachen Richtung bildet die Grundzüge des Gemüthslebens eines jeden Menſchen.

E. Wagner hat dieſe Entwickelung eben ſo anziehend als unverſtellt in dem neunten Briefe der „Reiſen“ gegeben. Es ſind ſinnige Worte, mit denen er dort ſeine lebenvollen Schilderungen beginnt:

„Die wahre höhere Blüthe des Kinderlebens blüht (und ſo erſcheint ſie uns gewißlich auch im Alter noch) einzig in der Form. Das Kind ſchätzt die Materie gering; es erkennt ſie nicht, und iſt bloß geiſtig. Erſt der Jüngling wird ſinnlich und ergiebt ſich dem Stoffe. So rein und warm liebt er nie wieder, wie das Kind. So voll, ſo ganz innig fühlt er nichts mehr.“

So wenigſtens zeigt ſich uns das jugendliche Gemüth unſers Freundes in jeder Aeußerung. Wir ſehen ihn, wie er in der Kirche, deren Kanzel der ehrwürdige Vater ziert, von kindlich frommer Andacht erglüht; wie er zur Adventszeit beim Geſang: „Nun jauchzet all' ihr Frommen“ in den Höhen der Unendlichkeit die diamantne Pforte aufſpringen, und das göttliche Kind allmälig der Welt näher ſchweben ſieht; — wir

erblicken ihn, wie er mit ſeinem erſten Freunde Wilhelm die einfachen Genüſſe eines idylliſch ſchönen Landlebens theilt; ja wir jubeln ſelbſt mit den beiden muntern Geſellen, wenn ſie im knäblichen Uebermuthe ſich zu allerlei loſen Streichen die Hand bieten, (unter welchen das Abenteuer im Todtenbahrhäuschen und auf dem Kirchhofe, wo „mancher gute Hund tüchtig gepfeffert wurde“ — für ein Meiſterſtück komiſcher Darſtellungsgabe gelten kann,) und ſo ſchauen wir endlich der Entwickelung des erſten Keimes, dem Aufquellen jener zarteſten aller Lebensblumen zu, die der heranreifende Jüngling der Auserwählten hinreicht. — Sie hat er mit dunkelm Sehnen lange geſucht, und nun, nach manchen naiven Verwechſelungen, erſcheint ſie ihm „im Garten eines einſamen Landſchloſſes, ſpielend in der Mitte reizender Schweſtern; — ein wunderholdes Mädchenbild!“

„Jugendlich, wie ich noch keines fand; (ſo fährt der Erzählende fort;) rührender für mein Herz, als alle Vorigen! Ihr junges Leben ſo voll und warm, ſo friſch, wie der ſaftſchwellende Pfirſich; — ihr zärtliches Auge ſo himmelblau und rein! Ach, ihre Farbe glänzte zarter und heller als Bergſchnee in der Abendröthe, und auf ihren Lippen ſchien der Schmerz unter Roſen zu ſchlummern.“

„Friederike! du warſt wie ein Engel! Alle Reinigkeit dieſes Herzens hat dein ſanftes unſchuldiges

Bild mir bewahrt! Ja, jedes mir nahende Verbrechen ward von dieſem ewigwerthen Bilde zurückgeſcheucht!“

„Ich ſah ſie oft und ſtets mit ſeligern Gefühlen; und auch ſie blickte mich immer holder an. Einſt reichte ich ihr Blumen und meine Lippen faßten leiſe die weiche Hand, die ſie mir im Küſſen erröthend zu entziehen ſtrebte. Ein kleiner Freund, der mit mir war, flüſterte mir heimlich zu: „es ſey doch ein wenig adelſtolz von ihr, daß ſie mir ihre Hand habe verweigern wollen.“ Wie armſelig und verächtlich kam mir dieſer gute Junge jetzt vor! Ich wußte beſſer, wovor das Kind zurückbebte! Ich fühlte damals ſchon, von welchem Adelſtolze die Bruſt der zärtlichen Jugend aufſchwillt; — von Scham und heißklopfender Angſt! — O welche vollblühende Stunden des Glücks ſind mir dort an deiner Seite geworden, du jugendlich ſtrahlendes unvergeßliches Kind! Dort auf den Höhen des kleinen Weinbergs, — über dem grünen Wäldchen, — zwiſchen den tauſend bethauten Grasblumen, — in der hohen Laube, aus welcher du mir einſt mit dem weißen Tüchlein ſüßes Lebewohl herniederwehteſt, als ich wieder nach der Heimath zurückwandelte. O wie hat meine Seele nach deinen unausſprechlich ſüßen Lippen gedürſtet! Wie oft, — wenn meine Phantaſie mir dieſe Lippen vom Schlummer halb geöffnet und im Lächeln des Traumes aufgeblüht zeigte, — wie oft habe ich mich da zur Biene ge-

wünſcht, um ein einziges Mal aus ihrem Honigkelch zu nippen! — Da ging das Frühroth der Liebe herrlich in mir auf, und ſchon glänzte mir zuweilen in der himmliſchen Farbe ihres Geſichts auch der ganze ſchöne Leib aus meinen Traumſchlüſſen entgegen; aber es gab nichts Reineres, als dieſes Götterbild meiner Phantaſie in ſeiner keuſchen Nacktheit; und die Unſchuld meines eignen Herzens hing mir Feigenblätter vor Alles, was ich auch ſchon aus Gemälden kannte. Und ſie verſprach einſt, mich einmal zu dem einſamen Fiſcherhäuschen am Strome zu geleiten. Auf jenen friſchen Wieſen, unter jenen Laubgewinden, — dort wollten wir wandeln! Dort, hoffte ich, ſollte der erſte Kuß meinen Blicken das Paradies des Lebens öffnen, wie der erſte Sonnenſtrahl die Farben der Flur erleuchtet. Aber ach, die Zeit riß mich mit ſtürmiſcher Eile aus ihrer Nähe fort!"

* *

Gerade hier muß ſich anſchließen, „was der vierzigjährige Fibelſchütz" mit jugendlicher Gluth der Begeiſterung im „hiſtoriſchen A B C" unter dem Artikel „Liebe" niederſchrieb:

„Liebe — himmliſches Wort! Wie könnte ich den Buchſtaben L denken, ohne das Ganze deiner fünf Ziffern mit ewig gleichem, unſterblichen Verlangen wieder zu grüßen! Du göttlich ſchönes Kind, das einſt die

liebende Armuth in unſäglicher Sehnſucht vom Gott des Reichthums empfing *) und unter den Freudenthränen der Schöpfung zur beglückteſten aller Stunden gebar! — Oft ſchwebſt du, gleich dem Geſang der Lerche, über den Frühlingen der Erde, und wie friſch ſind deine reinen hohen Melodien! Oft ſchmachten deine Töne wie die Nachtigall, und neigen ſich ach! zum ſterbenden Fall. Oft triffſt du die bangende Jugend ſchnell, wie das erſte Frühlingsgewitter die kaum aufgeblühten Fluren. Durchs Auge fährt dann der feurige Gaſt wie ein Blitz; — im Buſen bebt das erſchrockene Herz, wie vom Donner gerührt: aber wohlthätig rieſelt der ſüße Thränenregen hernieder. Oft — ... aber heilige Gottheit! Wie könnte ich Armer deine Wunder würdig ſingen! — Dieſe göttlichen Wunder, die ich Unwürdiger ewig fühlte und nie begriff! Dein war ich, o Liebe, — dein bin ich, und im Strome deines heiligen Lichtes will ich auch verſinken und — erwachen!“

„Dank, Dank jedem blauen Auge, das je auf Erden zärtlich zu mir herüberblickte; aus dem mein Geiſt Tropfen des Himmels ſog! Dank vor allen dir, liebliche Friederike, deren holde Sterne jetzt noch ſo jugendlich aus der hohen Kindheit zu mir herniederleuchten! O wahrlich, wenn das Auge der Liebe eine Sprache

*) S. Platon's Gaſtmahl.

hat, ſo iſt ſie Geſang, wie die des deinigen war! Denn ſo oft ſein Glanzblick in reiner Zärtlichkeit wie Lerchenton emporwirbelte, ſenkten ſich mit dem jugendlich verſchämten Augenliede auch jene Liebeslieder, gleich Aedons ſterbendem Falle, wieder in dein zagendes Herz zurück, wohin ich dann ſo unſchuldig ſehnend blickte, wie nach einem heiligen Gnadenorte, zu dem meine Seele zu wallfahrten begehrte."

* *

Dieſe Friederike, welche in den weiblichen Geſtalten der Wagner'ſchen Romane hier und da, dem Vertrauten kenntlich, hervortritt, blieb ſeine einzige Dichterliebe bis zum Grabe. Aus der Erinnerung an jenes kurzdauernde, aber höchſtinnige und reine Verhältniß hat er oft Begeiſterung geſchöpft; und vielleicht nur, weil das ſtrenge Gebot des Schickſals ihn das erſehnteſte Glück ſeines Herzens zu entbehren zwang, — vielleicht nur darum entbehren wir jetzt ſo viel Herrliches nicht, was er für uns gedichtet. Vergleichet er hier den Blick der Geliebten mit dem Geſang der Nachtigall, ſo mögen wir noch mehr für ſeine liebende Seele die edelſte aller Sängerinnen zum ſchönen Sinnbild wählen. Es ſchlägt ja aber die Nachtigall am kräftigſten und ſchmerzlich-ſehnendſten — im verhangenen Käſich!

In jener ſeligen Zeit der erſten Liebe knüpfte ſich das Band jugendlicher Freundſchaft zwiſchen meinem Ernſt und mir.

Es möchte wohl für jeden Biographen eine ſchwere Aufgabe ſeyn, bei der verſuchten Schilderung des Seyns und Lebens eines ihm engverbundenen Jugendfreundes die eigne Perſönlichkeit völlig unberührt zu laſſen. Gerade die vertrauteren Momente des perſönlichen Umganges haben ihn ja für ſein Unternehmen begeiſtert; und ſie ſind es, wo in der Erinnerung das Du mit dem Ich oft ſo unzertrennbar verſchmilzt! Findet beſonders im Fortgange der Bekanntſchaft ſich mannigfaltige Berührung; giebt es ſogar gewiſſe Stellen des hier und dort zuſammenlaufenden Lebenspfades der beiden Freunde, wo ihr Geſchick in anerkannter, oder doch in geahneter Wechſelwirkung ſtand: dann darf gewiß noch weit weniger an den Biographen jene Anfoderung gemacht werden, nach welcher man vom Dichter verlangt, „in ſeinen kunſtgerechten Darſtellungen jede ſubjektive Einmiſchung zu vermeiden.“ Es dürfte vielmehr unter der obigen Vorausſetzung eher den Namen einer tadelnswerthen Ziererei, als den einer löblichen Beſcheidenheit verdienen, wenn der Erzähler ſich immer nur, wie ein Fremder, in der Ferne halten, und es auf Koſten der Wärme und der Treue der Darſtellung erzwingen wollte, gleich dem überverfeinerten Höfling, ſo ſelten als möglich Ich zu ſagen!

Dieß zur einleitenden Entſchuldigung, wenn auch hier der Schreibende jeden, das Gemüth drückenden und entfremdenden Zwang gern vermeidet, und den lebensgeſchichtlichen Nachrichten vom unvergeßlichen Freunde auch an paſſender Stelle einige Züge aus dem eignen unbedeutenderen Leben beifüget; wenn er, mit einem Worte, dem Herzen des Leſers vertrauend, das eigne nicht verleugnet.

Dorothea, — oder wie ich ſie jetzt noch lieber nenne, da ich ſie damals nur bei dieſem Namen rufen hörte, — Dortchen, Wagner's ältere Schweſter, war an den Prediger eines heſſiſchen Dorfes verheirathet, kaum eine Stunde weit von meinem damaligen Wohnorte entfernt, wo mein Vater dem gleichen Amte lange Jahre hindurch vorgeſtanden. — Der Umgang benachbarter Dorfgeiſtlichen, wenn ſie ihres Amtes würdig und ſonſt einigermaßen gleichgeſtimmt ſind, gehört zu den ſchönſten und edelſten Genüſſen ihres Landlebens, — entſchädigt ſie für gar manche andre Entſagung. Wenigſtens war dieß der Fall bei den eben genannten beiden Männern. Wie herzlich bewillkommte Jeder den Andern zu jeder gewählten Stunde! Wie traulich rückten ſie zuſammen, und wie ſchnell hob ſich die Unterhaltung aus dem niedern Kreis der Alltagsgeſpräche zu Wichtigerem empor, wenn bald der Eine in bedenklichen Amtsvorfällen den Rath des Andern begehrte; bald Dieſer eine

ermuthigende Erfahrung mittheilte; bald Jener, ganz erfüllt vom Inhalt irgend einer neuen Schrift, denſelben im Auszuge vortrug; wie eifrig nahm Jeder das Wort von des Andern Munde, wenn es darauf ankam, den alten redlichen, bibelfeſten Glauben auszuſprechen, — wobei mit gemeinſamer Hand manche Zucht- und Zornruthe gebunden ward für gewiſſe theologiſche Neulinge und Klüglinge, welche mit unheiligem Sinn und Werk in den Vorhöfen des heiligen Zionstempels ſich damals einzuniſteln anfingen. Dann hörten die eifrigen Streiter Gottes nur ſich; waren nur gegenwärtig bei dem erhabenen Vorwurf ihres Geſprächs, während am Nebentiſche die Frauen und Kinder, ganz unbekümmert um die lauten gelehrten Herren, vergnügt mit einander koſ'ten und ſcherzten; — denn es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch zwiſchen den beiden Familien die vertraulichſte Gaſtfreundſchaft herrſchte.

Bei dieſen braven Pfarrleuten ſah ich unſern Ernſt, welcher gerade den Schwager beſucht hatte, (der aber, dem Alter nach, wohl ſein Vater hätte ſeyn können,) zum erſten Male. Er, ſchon Jüngling; ich zwar noch Knabe, indeß ſchon reif genug, des neuen Bekannten Werth zu würdigen, oder, — wie ich mich meinem damaligen Gefühle angemeſſener ausdrücken ſollte, — zu vergöttern. Bis zu meinem funfzehnten Jahre hatte

ich nur die Bauernknaben, neben denen ich auf der Dorf=Schulbank ſaß, zu Spielgeſellen gehabt, ſo daß Ernſt Wagner der erſte geiſtig begabte und gebildete Jüngling war, den ich kennen lernte. Mich ganz zu bezaubern, ließ er ſich herab, mein Bruder zu werden.

Indem ich mich jetzt lebhaft in die Scenen unſeres glücklichen Jugendlebens und auf ihren ſchönen Schauplatz zurückverſetze, drängt es mich, auch dem Leſer ein Bild deſſelben — wenn auch nur in flüchtig gezeichnetem Umriſſe, — hinzureichen. Da man aber ſolchen Bildern leicht den Vorwurf der Verſchönerung durch die Beiwerke der poetiſchen Landſchaftsmalerei zu machen pflegt, ſo überlaſſe ich die Schilderung nicht der eignen Parteilichkeit, ſondern gebe ihr nur ſo viel nach, daß ich aus dem Briefe eines Freundes aus der Ferne einige Zeilen mehr abſchreibe, als es ſtreng genommen nöthig wäre. Er ſchildert nämlich darin den wohlthätigen Eindruck, den die neue Bekanntſchaft des Werrathales auf ihn machte, als ihn ſeine Badereiſe nach Liebenſtein durch daſſelbe führte.

„Wie ſehr weiß ich's dem Freunde Dank," — ſo lauten ſeine gütigen Worte, — „daß er mir ein Verlangen zu dieſer Luſtreiſe zu erwecken gewußt! Der brieflichen Mahnung half allerdings auch das mitgeſendete

Büchlein nach,*) welches mir die Hoffnung gab, auch für mich werde Geſundheit aus dem berühmten Heilbrunnen hervorquellen; und in der That ſprudelte ſie mir eine erquickende, jede Lebenskraft anregende Stärkung zu. Doch laſſen Sie mich's geſtehn: auch dann, wenn die geprieſene Najade Liebenſteins Ihr freigebig geſpendetes Lob nicht an allen Gäſten bewährte, ſo würde ſchon der Reiz ihres Wohnortes und die friſche Reinheit der Gebirgsluft das anmuthige Thal zu einem trefflichen Heilplatze für preßhafte Gelehrte und überladene Geſchäftsmänner machen. Gewiß! auch ohne Mineralwaſſer könnte man dort geſunden!"

„Schon die Reiſe längs der Werra hinab, — wie abwechſelnd in reicher Mannigfaltigkeit! Nicht prunkend mit großen Anſichten, wie ſie etwa der Rhein darbietet; aber deſto treuer dem ſanfteren idylliſchen Charakter. Die umliegenden Felder mögen zwar dem Landmanne ſeine Ausſaat nicht in jener Fülle und Ueppigkeit, wie die des ſüdlicheren Deutſchlandes, zurückgeben: aber um ſo mehr erfreut der fleißige Anbau, die ſorgfältige Benutzung jedes, auch des kleinſten Erdfleckchens. Die

---

*) „Liebenſtein und die neuen Arkadier; Naturgemälde und Erzählung von Fr. Moſengeil. Zweite vermehrte Aufl. mit ſieben Kupfern v. Geisler. Frankf. a. M. b. Friedr. Wilmans. 1826."

Werra, — keine Weingelände beſpülend, keine Fracht-ſchiffe tragend, — nicht an prächtigen Städten und Landhäuſern hinziehend, — iſt doch der friſchen blumigen Wiesgründe vollkommen würdig, durch welche ſie ohne Eile ſo ſanft in vielfachen Windungen hinſchleicht. Und über den Fluren ihres Gebietes erhebt ſich allmälig gen Norden die dunkelblaue Gebirgskette des thüringer Waldes. Einer ſeiner höchſten Gipfel, der Inſelsberg, winkt dem Reiſenden ſchon in weiter Ferne zu, als riefe er: Komm nur herauf zu mir! Dich ſoll ein unermeßlicher Blick in das ſchöne Thüringen belohnen!“

„Eine Höhe überraſchte mich auf dieſer Reiſe mit ſo reizender Ausſicht, daß ich dem Kutſcher Halt! zurief und den beengenden Reiſekaſten leer voraus ziehen ließ. Es war der Hügel über dem Dörflein Wernshauſen, wo ſich das erweiterte Thal nach Salzungen hin öffnet. — Im Vorgrunde, mir zur Rechten am Fuß der heſſiſchen Berge, ein romantiſch gelegenes Dorf mit hohem, pyramidenförmig zugeſpitzten Thurme; vor mir die drei Breitungen, welche mit dem tiefer hinabwärts liegenden Barchfeld, von hier aus geſehn, einer anſehnlichen Stadt gleichen; gegen Nordweſt der dunkle Wald mit dem grauen Bergſchloß Liebenſtein, dem Ziel meiner Reiſe. — O wie wohl wurde mir unter den Feldbäumen meines Hügels, in deren Schatten ich mich zu beſchaulicher Ruhe gelagert hatte! Selbſt

die Luft, die hier wehte, hauchte mich milder, reiner, erquickender an, als wenige Meilen aufwärts im engen Meininger Thale; alles war lachender, lichter. Welch' eine unvergeßliche Stunde!"

* *

Es hat uns hier der Reiſende mitten in das Paradies meiner Kindheit verſetzt. Eines jener „drei Breitungen" war des Vaters Pfarrdorf; und jenes, mit dem pyramidenförmigen Thurme, deſſen Lage er ſo romantiſch findet, iſt dasſelbe, wo Wagners Verwandte wohnten; wo ich ihn zum erſten Male, und nachher öfter ſah. Hatte die Natur dem noch wenig gebildeten Knaben, deſſen Ernſt ſich brüderlich annahm, auch nur ein kleines Fünklein vom heiligen Feuer mitgetheilt, welches in des Freundes Dichtungen glüht, ſo mußte es auf jenen Spaziergängen nach Fambach (ſo hieß das bezeichnete Dorf,) bald zur Flamme angefacht werden.

Laut aufjauchzend vor inniglichem Jubel trug ich mein junges fröhliches Herz, ſo oft die elterliche Erlaubniß es vergönnte, durch die ſchönen Auen, den Ufern der Werra entlang, dem erſten Freunde entgegen. Hatte ich die Brücke auf der heſſiſchen Gränze hinter mir, ſo wurde gewöhnlich der Schritt zum Lauf. Ueber die duftigen, den Fuß elaſtiſch hebenden Wieſen hin ging's dann im ſcharfen Trott, bis ich mit glühenden Wangen

und glänzenden Augen auf der Höhe des Saatfeldes ſtand, von wo ich den Pfad überblicken konnte, der zu dem Garten des Pfarrhauſes hinablief. Und aus dem Hinterpförtchen jenes Baumgartens kam der Erſehnte mir entgegen. Welche Wonneſeligkeit für einen damals noch ſo freundarmen Knaben! — Und welche Genüſſe winkten uns bis zum ſpäten Abend, wo wir gemeinſam laſen, plauderten, ſcherzten, oder auch das Dörfchen und ſeine Flur unter ergetzlichem Wetteifer im Laufen, Springen und Werfen durchſtreiſten; — worin denn freilich der ältere, geübtere Wettkämpfer faſt immer Sieger blieb; ſo daß ich, trotz der traulichen Brüderſchaft, auf alle Weiſe im Reſpekt erhalten wurde.

Er war ſchon damals ein hoch gewachſener, muskelfeſter Menſch, wie es ſchien von unverwüſtlicher Geſundheit und dabei von anſprechender, den hellen und kräftigen Geiſt verkündender Geſichtsbildung. *) Von Natur geſellig und fröhlich bis zum Uebermuthe, beſaß er eine gewiſſe Meiſterſchaft in mancherlei komiſchen Unterhaltungskünſten, welche beſonders die junge Welt dem guten Geſellſchafter ſo hoch anrechnet. Die Kunſt, eine fremde Perſönlichkeit täuſchend nachzuahmen, hatte er

---

*) Das, den geſammelten Werken voranſtehende Bildniß nach einem Paſtellgemälde, welches ihn im 38. Lebensjahre darſtellt, iſt von ſprechender Aehnlichkeit.

bereits mit großem Erfolg ausgebildet, und ſelbſt der Schwager Pfarrer, der bei vielem Guten allerdings manche auffallende Sonderbarkeit im äußeren Benehmen und in der Sprache zeigte, mußte nicht ſelten dem geſchickten mimiſchen Kopiſten unbewußt zu ſeinen Kunſtleiſtungen ſitzen. Sein Mienenſpiel fügte ſich ſeinem Willen, und mit der Stimme konnte er machen, was er wollte. So z. B. ahmte er vermittelſt einer eignen Fertigkeit der über einander hergeſtülpten Lippen den Schall eines Poſthornes ſo täuſchend nach, daß er ſich zuweilen den Spaß machte, einen träge vorausziehenden Straßenfuhrmann als Pſeudo-Poſtillon zum Ausweichen zu zwingen. Bei recht guter Laune begleitete er ſein Klavierſpiel mit den lächerlichſten Poſſen, mit unerhörten Kadenzen, Läufen und Trillern, halb pfeifend, halb ſingend, ſo daß der Singlaut äußerſt künſtlich dem Pfeifen in der Sekundſtimme folgte. — „Pfeifen — ſo erzählt er ſelbſt im Fibelſchützen, — hat mir in meinem Leben mehr, und beſonders öfteres und längeres Vergnügen gewährt, als alle übrige Muſik zuſammen genommen. Ich hatte nämlich von jeher ein vortreffliches muſikaliſches Gedächtniß. Als achtjähriger Knabe machte ich zufällig die Entdeckung, daß ich denſelben Ton zugleich ſingen und pfeifen könne. Ich bildete dieſe Gabe aus, lernte ſehr bald den Diskant von jeder Melodie pfeifen und den Baß dazu brummen, und wußte endlich ver-

möge des ſogenannten Doppelpfiffs und meiner geſchmeidigen Stimme vom Diskant und Baß noch ſo viel Zeit abzumüßigen, daß ich jetzt ſogar im Stande bin, das, was mir bei Lieblingsſtellen vom Tenor und Alt unentbehrlich iſt, auch noch mit hören zu laſſen. Meine Freunde haben dieſes Talent oft bewundert, welches wahrſcheinlich mein höchſtes Erdenglück begründet hat, indem vielleicht Niemand auf Erden der Tonkunſt ſo reiche, ſtille, einſame und höchſtwunderbare Genüſſe abzugewinnen vermag, als ich."

War Wagner in dergleichen heitern Künſten mir weit überlegen, ſo konnte ich mich in Hinſicht auf ſchönwiſſenſchaftliche Bildung nun vollends gar nicht mit ihm in Vergleich ſtellen. — Welche neue entzückende Bekanntſchaften verdankte ich ihm! Bücher und Autoren, die ich kaum nennen gehört, waren ihm bereits alte Vertraute. Einige der damals empfangenen Eindrücke dringen ſich mir, als unauslöſchliche, auch bei der gegenwärtigen Schilderung auf. — Ernſt war es, der mir zuerſt Bürgers Lenore vordeklamirte, und Philippine, die jüngſte Schweſter, — von uns Pinchen genannt, ein geiſtvolles feingebildetes Mädchen, — wußte die Wirkung der Romanze dadurch zu verſtärken, daß ſie mir ſolche nach André's d. Aelt. Kompoſition zum Klaviere vorſang. Der kleine Zuhörer kam darüber ganz außer ſich, und mitten in der ſchauerlichen Spuk-Ro-

manze fing die Sängerin plötzlich laut zu lachen an; — denn ihr Blick traf zufällig ein ſie ſtarr angaffendes Geſicht, deſſen Beſitzer Mund und Augen weit aufſperrte, und überhaupt bei dieſem unausſprechlichen Genuß des inneren Menſchen alle Aufmerkſamkeit auf den äußeren gänzlich verloren hatte. — Tage- und Wochenlang wurde ich das „Graut Liebchen auch" nicht wieder los. Wagner aber meinte: „Das ſey alles noch nichts, ſondern es müſſe ganz anders und beſſer kommen." Und ſo geſchah es!

Was mir aus des Bruder Chriſtians Handbibliothek mitgetheilt ward, (es befanden ſich darunter Stücke von Shakeſpeare und Göthe; ſelbſt Werther fehlte nicht,) mußte allerdings ſchwer verdaulich für mein Alter, — für meine mangelhafte Bildung vielleicht ſchädlich ſeyn; daran dachte jedoch der enthuſiaſtiſche Darleiher nicht. Geniale Menſchen verſtehn ſich in der Regel ſchlecht auf Pädagogik. Das mochte ſeyn; — aber der Eindruck war unbeſchreiblich! Ich ſah mich in eine neue Welt verſetzt; ja, in ein ungeahnetes Paradies; und da ich manches Buch heimlich leſen mußte, indem die väterliche Zuſtimmung keineswegs überall vorauszuſetzen war, ſo ſtand ich auch nun ohne Zweifel ſchon nahe am Baum der Erkenntniß ſelbſt. Die Sonne, welche Wagner über mir aufgehen ließ, zeitigte den Knaben zum Jüngling; alle Blüthen des jungen Lebens-

baumes ſingen an zu quellen und thaten ſich auf, gleich den Knoſpen der Maiflur nach einem befruchtenden Gewitterregen.

Gewiß weckte meine Begeiſterung, wie unbeholfen ſie ſich auch äußern mochte, doch eine ſteigende Theilnahme des Freundes. Es gab Stunden, wo wir, unter einem blühenden Apfelbaum des Pfarrgartens hingeſtreckt, Ein Herz und Eine Seele waren. In ſolch einem traulichen Stündchen vertraute mir Ernſt: daß er ſelbſt ſchon gedichtet, und einige ſeiner Verſuche ſogar gedruckt erſchienen ſeyen. In welchem, ohne Zweifel längſt vergeſſenen Journale, habe ich nicht behalten; deſto mehr iſt die Wirkung einer kleinen Romanze und einer Erzählung — worin es einem unglücklich liebenden Paare übel erging, — meiner Erinnerung treu verblieben.

In der That! das hatte nur noch gefehlt, daß mein Ideal, meine erſte Liebe möcht' ich ſagen, — mir nun vollends in der Glorie des Schriftſtellers, des Dichters erſchien! Der Stolz, ihn zum verbrüderten Freunde zu haben, gab mir den übermüthigen Gedanken ein, ſelbſt ein Dichter, wie mein Ernſt, zu werden. Dieſen heroiſchen Entſchluß mochte ich mehrere Wochen lang in meinem armen Seelchen herumgewälzt haben, als wirklich ein gewiſſes Ding zu Stande kam, das ich für ein Gedicht hielt. Eine Art von Idylle — die Muſen, oder vielmehr die Erinnyen mögen wiſſen, auf welchen Vers-

füßen ſie einherſtelzte! Die erſte gelungene Abſchrift (mehrere wurden als inkorrekt kaſſirt,) beſtimmte ich dem Freunde. Die Uebergabe des Kunſtwerkes geſchah — (kein günſtiges Omen!) auf dem Gottesacker der Frauenbreitunger Kirche, wo wir zuweilen uns mit Entzifferung alter bemooſter Grabſchriften unterhielten. Der Dichter und ſein Recenſent ſtanden gerade an einem Grabſteine, worunter eine Amtmannsfamilie des vorigen Jahrhunderts ſchlummerte. Wagner empfing das Blatt mit angenommener Würde, indem er ſich gravitätiſch auf dem Epitaph neben der Geduld niederließ, welche allda in Sandſtein, ziemlich aus dem Groben gehauen, nicht weit von der Hoffnung ſaß. Er durchlief die Erſtlinge meiner Muſe anderthalb Mal und gab ſie mir dann zurück, der ich mit erwartungsvollem „Nun?“ gewiß auf einiges Lob geſpannt war. Er aber ſtimmte ſtatt deſſen ein treffliches Konzertchen auf der Mundpfeife an, in oben beſchriebener Manier. Zum erſten Male fand ich ſie jetzt keineswegs lächerlich, vielmehr höchſt ärgerlich; allein es blieb bei dieſer ſich hinlänglich ausſprechenden Kritik. War ſie nun gleich in der That wenig ermunternd, ſo pflegt man doch im funfzehnten Jahre dergleichen freimüthige Urtheile einem ſcharfen Recenſenten nicht lange nachzutragen. Mit dem vermehrten Anſehn des Kritikers wuchs vielmehr die Liebe zum Freunde, und manches ermuthigende Lob aus ſeinem

Munde that nur um ſo beſſere Wirkung in der Folge der Zeit.

Es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß nun der theure Menſch auch in Rößdorf beſucht werden mußte, wenn er etwa Monate lang nicht nach Fambach kam. Welch ein Glück für mein junges, faſt noch leeres, aber doch ſchon ſo empfängliches Herz, in den Kreis jener liebenswürdigen Familie einzutreten, wo man den Jüngling ſo herzlich aufnahm, als wäre er ein längſtgeprüfter Hausfreund! Alle Hausgenoſſen verband die innigſte Eintracht. In ihrer Unterhaltung herrſchte ein anmuthiger Wechſel von Ernſt und Scherz; der leicht erregbaren Fröhlichkeit fehlte es demnach niemals an jener geiſtigen Würze, ohne welche ſie bald fade und gemein werden muß. O wie klopfte mir das Herz vor Freude, ſo oft ich durch den ſchönen friſchen Wald über den Bleßberg nach langem beſchwerlichen Steigen nun leichtfüßig herabſchritt, und mir aus der Ferne das befreundete Haus, in welchem, außer den Eltern, meine liebſten Menſchen auf Erden wohnten, vom Roßdorfer Kirchenhügel her entgegenblinkte! Und wie ſchlug dieſes ſelige Herz wieder vor Wehmuth, wenn die Scheideſtunde kam, und ich, noch eine Strecke von den Freunden begleitet, allein in's Werrathal zurückwanderte!

Das Vaterhaus, — von unſerm Dichter in ſpäter Zeit immer freudig dankbar erwähnt, und gar oft

ſchmerzlich vermißt, — war für ihn die einzige Vorſchule zur Univerſität. Der ehrwürdige Vater, — ob er gleich an ein franzöſiſches Neutrum cum apostropho glaubte, *) — war dennoch ein trefflicher, kenntnißreicher Lehrer, und konnte dem talentvollen Sohne allerdings den Gymnaſial-Unterricht gewiſſermaßen erſetzen.

---

*) „Es war eine ſchwache Seite meines Vaters, — erzählt Wagner, — die das Kind hier freimüthig der Welt aufdecken will, da ſie die einzige iſt, auf der ich den Herrlichen jemals betraf. Er gab mir nämlich auch in der franzöſiſchen Sprache den erſten Unterricht, und lehrte mich darin drei genera kennen: das masculinum le, das femininum la, und — das neutrum cum apostropho (l'enfant, l'agneau). Erſt nach ſeinem Tode ſah ich dieſe Unrichtigkeit ein, und finde ſie jetzt noch ſo komiſch, daß ich mich kaum des Lachens enthalten kann; wiewohl ich auch dabei — beſonders in dieſem Augenblick — immer unruhig ans Herz greife wegen meiner Schadenfreude; denn außerdem konnte ich ſeinen Kenntniſſen nie etwas anhaben, ſo ſehr ich mich hierum bemühte und er ſelbſt mich dazu ermunterte. Wüßt' ich nur, wer ihm jene Irrlehre beigebracht hat! denn es gab wohl nie einen redlicheren Wahrheitsforſcher als ihn ꝛc.“ (S. den Artikel „Apoſtroph“ im hiſtor. ABC.)

Aber wenn E. Wagner auch das nöthige Latein ꝛc. mit zur Akademie brachte, ſo beklagte er es doch ſpäterhin in mancher Rückſicht, keinen vollſtändigen Kurſus in einer öffentlichen gelehrten Vorſchule gemacht zu haben. Gerade dadurch trennten ſich auch unſre Wege. Seit ich die Schule bezog, ſahen wir uns ſelten; das geknüpfte Band ward allmälig loſer, bis es endlich nach einer Reihe wechſelvoller Jahre uns wieder auf's Neue feſter als jemals vereinigte.

Als Student war Wagner in Jena emſig; nebenbei ein beliebter, geſuchter Geſellſchafter in kleineren und gebildeteren Freundeszirkeln; auch wohl — wie's nun einmal Zeit und Jugend mit ſich brachte, — in der Burſchenſprache „ein fideles Haus"; doch ökonomiſche Rückſichten nöthigten ihn zu mancher wohlthätigen Einſchränkung, ſo daß ſich jedes ſchädliche Uebermaß in der Burſchenſidelität wohl von ſelbſt verbot.

Wie es zu jener Zeit mit ſeinen poetiſchen Erzeugniſſen beſchaffen geweſen, iſt mir, dem ſpäter Hingekommenen, unbekannt. Ein Kollektaneenbuch des Nachlaſſes deutet indeß auf manche Vorarbeit zu künftiger Ausführung hin. Das juriſtiſche Studium, ob er es gleich freiwillig erwählt, ſagte ſchwerlich ſeiner Eigenthümlichkeit zu; — wie es denn überhaupt eine beſondere Bewandniß hat mit den ſogenannten Brodſtudien ſolcher Jünglinge, die wahrhaft zum Dichter ge-

boren wurden. Das ſind freilich unter Hunderten, welche Verſe machen und Novellen ſchreiben, immer nur Wenige: dieſe Wenigen aber möchten nur dichten; — ſollten auch nur dichten! Schade, daß bei den Göttermahlen der Poeſie der Magen leer bleibt! Schade, daß ein Hochbegabter, der dem Helden Länder erobern hilft, Könige mit dem nieverbleichenden Purpur bekleidet, und der Frauenſchönheit den glanzvollſten Schmuck aus dem reichen Schatze ſeiner Phantaſie darleihet, — ſchade, daß derſelbe ſchöpferiſche Geiſt, ſo oft ihn das rückſichtsloſe Bedürfniß aus ſeinen Himmeln auf das ſchwerſchollige Diſtelfeld des bürgerlichen Lebens herabzieht, ſeufzend fragen muß: „Wo nehmen wir Brod her in der Wüſte?“ — Ehe er einmal dahin gelangt, daß ein Publikum (zum Exempel das deutſche —) ſein Verdienſt unparteiiſch würdigt und, — ſtatt ihn hochmüthig zu überſehen und ſelbſtſüchtig zu verkennen, oder neidiſch zu beſpötteln und hämiſch zu tadeln, — ihm für ſeine Werke ausreichenden Ehrenſold giebt, iſt ſchon ſeine beſte Zeit verronnen, ſeine Jugendblüthe verwittert unter Sturm und Froſt! — Der begeiſterte Prometheus, der den himmliſchen Lebensfunken erbeutete, liegt dann gefeſſelt am harten Fels. Die Zeitgenoſſen, die ihm den nagenden Geier ans Herz geſendet oder wenigſtens nicht verjagt haben, ſind leider nur die Großväter der Menſchen, welche dem längſtgeſtorbenen Dichter

ein prunkendes Denkmal errichten und aus Einem, weit-aufgähnenden Munde rufen: „Sehet da! Ein Dichter, der unſrer Nation Ehre macht!“ — Ei, wenn nur auch umgekehrt die Nation immer ihren Dichtern Ehre machen wollte! —

Doch wir kehren von dieſer Abſchweifung — wofern ſie in der That eine iſt, — zu unſerem Ernſt Wagner zurück.

Wir zweifeln nicht, daß der Heimkehrende ſein Jus verſtand. Als prakticirender Advokate hat er wenigſtens keinen Proceß verloren, denn — er hat niemals einen geführt.

Der damalige Gutsbeſitzer von Roßdorf, Freiherr von Wechmar, ein vielſeitig gebildeter Mann, ſchätzte Wagners Vater, und machte ſich auch um den Sohn verdient, ſo weit es ſeine Verhältniſſe geſtatteten. Er gab ihm, bald nach der Rückkunft von der Akademie, die Stelle ſeines Privatſekretärs, wozu er bald noch die Oberaufſicht über den ökonomiſchen Betrieb der vielverzweigten Wirthſchaft hinzufügte. Wie der junge Mann mit Geiſt, Kraft und Geſchick dem beſchwerlichen Geſchäft vorgeſtanden, bezeugte die Zufriedenheit der Gutsherrſchaft; wie er demſelben aber auch zugleich die poetiſche Seite abzugewinnen wußte, iſt aus ſeinem „Willibald“ zu erſehen. Die vier Jahreszeiten, welche die Abtheilungen dieſes ſchönen Romanes bezeichnen, geben

dem erfahrnen Landmanne überall Gelegenheit, einen ſcharfen, nicht bloß auf der Oberfläche haftenden Kennerblick in die mannigfaltigen Geſchäfte des Feldbaues zu bemerken.

Wer dort unſern Ernſt beobachtet hätte, wie er mit Frohnarbeitern und Knechten auf den Feldern umherſtreifte, mit dem Gutsgeſinde hinter dem Erndtewagen heimzog, oder dem Säemann nachhelfend hinter dem Ackerpflug herging, der möchte in ſolcher Geſtalt und Beſchäftigung einen der phantaſiereichſten Dichter Deutſchlands wohl ſchwerlich geahnet haben!

Nächſt der ökonomiſchen Verwalterſtelle verſah er auch noch die eines Aktuars der dortigen Patronats-Gerichte. Aber gerade dieſes, mehr als zehnjährige Geſchäftsleben hatte ſo manches Laſtende und Unerfreuliche für ihn, daß er ſich herzlich nach einem andern Wirkungskreis ſehnte. Nicht bloß die öftern Anſtrengungen, welche ihm ſeine Verwaltung zur Pflicht machte, ſondern mehr noch mancherlei unangenehme Reibungen, die ihn als Gerichtsperſon in eine bedenkliche Stellung verſetzten, verleideten ihm das ſonſt ſo liebe Roßdorf allmälig. Gerade jener Gährung erzeugende Zeitraum — das letzte Jahrzehend des 18ten Jahrhunderts, — ſtreute mehr als irgend ein früherer den Saamen der Zwietracht und gewaltſamer Umkehr zwiſchen veraltete Verhältniſſe ein; ſo erhoben ſich auch in jener Gemeinde

wachſende Zwiſtigkeiten zwiſchen Befehlenden und Gehorchenden, und die wechſelſeitigen Kränkungen beider Theile gingen Wagner's Herzen nah. Oft mag er damals mit Glück, — doch öfter ohne Erfolg, die Rolle des Vermittlers übernommen haben. Aus jener häkeligen Geſchäftsführung darf hier, als charakteriſtiſch, Ein Zug ſtatt Vieler angeführt werden.

Gegen übereilte Vergehungen vieler Gemeinde-Mitglieder war in der erſten Hitze eine ſtrenge Unterſuchung angeordnet worden. Wagner, der Protokollführer, ſah am Schluß der Verhöre mit bangendem Herzen, wie ſich gegenſeitig Schuld und Vorwürfe häuften, ja wie der Ausgang manchen Irrenden unvermeidlich ins Verderben führen werde: da warf er, wie aus Verſehen, das große gehaltreiche Tintenfaß des Gerichtstiſches über die niedergeſchriebenen Ausſagen her, und mit geſchickter Ungeſchicklichkeit tunkte er dann, unter dem Scheine die Akten zu retten, ſie immer tiefer in dieſen ſchwarzen Lethe-Strom ein. Viele Hauptblätter waren nach Wunſch gänzlich unlesbar geworden, und die weitſchichtige Unterſuchung hätte nicht rechtsbeſtändig geendigt werden können, ohne ſie noch einmal von vorne anzufangen. — Den ſcharfen Verweis, den der täppiſche Protokolliſt ohne Zweifel erhalten haben wird, verſchmerzte er leicht: ſein Zweck war erreicht; die erſte Hitze verdampfte; das

Weitere unterblieb, und der entſtandene Riß war wenigſtens nicht noch größer und unheilbarer geworden.

So amtirte der Dichter; — aber er fand dabei doch wenig Troſt und Lohn, und fühlte immer mehr, daß er nicht im angemeſſenen Wirkungskreis ſtehe. Das väterliche Haus ſtarb allmälig aus; das einfache, reizvolle Leben, was ſonſt gewaltet, fand er jetzt, wo der Bruder an des Vaters Stelle eingerückt war, nicht mehr dort; unvermeidliche Verſtimmungen des Gemüthes führten wohl auch manchen Irrthum herbei. — Doch war dieſer Zeitraum wenigſtens nicht ohne jene Tröſtung geblieben, die der Familienvater bald im Kreiſe ſeiner eignen Häuslichkeit finden lernet. Wagner hatte ſich (im J. 1793) mit einer Dem. Bergeon aus Neuchatel — früherhin Gouvernante in einem adeligen Hauſe unweit Meiningen, — verheirathet, und ſie ward ihm eine treue Mutter von drei Söhnen und einer Tochter. Doch der erſtgeborne Sohn ſtarb bald, und ſo trübte ſich auch von dieſer Seite her das Familienglück des Vaters.

Zehn Jahre ſpäter ſehen wir ſein Geſchick noch unter keiner günſtigeren Konſtellation, und der Ausdruck ſeiner damaligen herrſchenden Stimmung deutet keineswegs auf jene Gemüthsheiterkeit hin, die ihn ſonſt ſo natürlich war. — Hören wir ihn ſelbſt im „hiſtoriſchen A B C“ ſich darüber ausſprechen:

„Der Mond hat immer ſo ſchöne Todesgedanken in mir erweckt; beſonders als ich einmal nahe an der hochliegenden väterlichen Dorfkirche wohnte. Welchen ſeligen Abend habe ich dort am fünften Junius 1803 verlebt. Mein irdiſches Leben war damals matt und verarmt; ich lebte gleichſam mitten im Kriege; die Gemeinde war gegen die Obrigkeit in der bedenklichſten Widerſpenſtigkeit, — und ach, es drohte auch mein eigner Friede zu weichen!“

„Die Herrlichkeit des Spätrothes begann in Weſten zu verglimmen und ich trat an das ſüdliche Fenſter. Da ſtand ſchon der Mond freundlich neben der hohen Kirche, über den alten morſchen Fruchtbäumen des Kirchhofs; über jenen theuren Todten, die längſt von ihrer ägyptiſchen Dienſtbarkeit entbunden waren und keinen Krieg mehr kannten; — über den Gräbern der Eltern, des Bruders *), des Freundes, des Kindes. Aus dem Lieblingswalde meiner Kindheit war er aufgeſtiegen; voll

*) Der Bruder war der ſchon erwähnte Nachfolger des Vaters. Er ſtarb, noch nicht 40 Jahre alt. — Der Freund war Wagner's geliebter Geſpiele Wilhelm, den wir auch bereits kennen.

Ach, dicht neben dieſen heiligen Todtenhügeln grub in ſpäterer Zeit ein ſtrenges Geſchick auch für meine Erinnerung ein heiliges, mit ſchwer zu ſtillenden Thränen

und rein ſtand er da zwiſchen weißen ſanftgekräuſelten Wölkchen, in die ſich ein ſeltſam verſchimmeltes und doch ſehr dunkles Blau eindrängte, woraus die himmliſche Kugel, wie aus grundloſen Tiefen einer traurigen Unendlichkeit, ſich ſo tröſtend hervorhob! So wie das Abendroth dort vollends dahinſchwand, röthete ſich hier allmälig ein ſanftes geheimes Nachbild, welches aber bald nach ewigen Fernen fortzuziehen ſchien; — ach, und mit ihm zogen auf Mondesſtrahlen die ſüßwinkenden Seelenbilder meiner Lieben, und meine eigne wehmuthsvolle Seele. O wie fröhlich ſtand da die heilige Kugel meinem warmen zerfließenden Buſen gegenüber!

---

geweihtes Grab! — Mein theurer Sohn Eduard, ein ſechzehnjähriger Jüngling, herrlich blühend an Geiſt und Leib, hatte im December 1821 während ſeiner Schulferien einen Jugendfreund in Roßdorf beſucht. Des Jagdweſens nicht unkundig, erregten Schießgewehre leicht ſeine Aufmerkſamkeit; ſo nahm er auch dort ein geladenes Gewehr von der Wand, um es in der Nähe zu betrachten. Beim Wiederaufhängen ſtößt das ſchadhafte Schloß an den hölzernen Wandnagel an, und der zündende Schuß trifft des Sohnes Herz; — eines der reinſten und beſten, die hier auf Erden ſchlagen!

Aber tröſte dich nun endlich, du mitgetroffenes Vaterherz! Erhebe dich mit den erhabenen Gedanken dei-

O Mond, wie tröſtend ſtandeſt du da über meinen Todten! — —"

* *

Der Dichter — ſo wähnet vielleicht Mancher, der es nicht iſt, — müſſe ſich in ſeinen äußern Verhältniſſen behaglich fühlen; wenigſtens von den kleinlichen Geſchäften und Sorgen des Alltagslebens nicht beſchweret ſeyn, um etwas wahrhaft Schönes zu ſchaffen. Zum Glück zeigt ſich's doch oft anders in der Erfahrung! Darauf deutet Wagner ſelbſt in ſeinen „reiſenden Malern" mit den Worten hin: „Ueberfluß iſt dem Kunſtfleiße offenbar

---

nes, nun auch längſt heimgegangenen Freundes, und fühle es tief, was Er bei den Worten gefühlt: „O Mond, wie tröſtend ſtandſt du da über meinen Todten!"

Ja! die himmliſche Kugel, „die ſich aus grundloſen Tiefen einer traurigen Unendlichkeit" hervorhebt, — ſie wandelt feſten Ganges und in freundlicher Ruhe auf und ab durch die kurzen wechſelvollen Jahre der Sterblichen. Sie ſteht noch dort oben und lächelt, und verkündet den ewigen Gott, wenn auch alle jene Todtenhügel längſt geebnet ſind, und wenn unſer befreundetes Andenken auf Erden in keinem Munde und in keiner Schrift mehr lebet!

Anm. des Herausgebers.

nachtheiliger, als eine beſchränkte, ſorgenvolle Exiſtenz.“ Ja, zum Glück ringt der Geiſt ſich gerade unter dem Druck ungünſtiger Verhältniſſe oft am kräftigſten auf; und mancher Dichter und Künſtler konnte vielleicht auf keinem andern Wege zum Ziel, — zum klaren Bewußtſeyn der in ihm ſchlummernden Bildungskraft, gelangen, als auf dem Wege der Erdennoth. Auch unſer Wagner würde wahrſcheinlich nur ſeinem kleinen Wirkungskreiſe für kurze Zeit — ſtatt Deutſchland für immer, — angehört haben, wenn nicht das Bedürfniß, ſich für die Entſagungen einer bedrängten äußeren Lage auf andere Weiſe zu entſchädigen, ihn zu den höheren Regionen einer poetiſchen Welt hinaufgerückt hätte. So fand er den erſten Antrieb zur bleibenden Richtung ſeiner inneren Kräfte. Er mußte — damit wir uns ſeiner eignen Worte bedienen, — „mitten im wirklichen Leben ein andres, lieblicheres, fabelhaftes Leben auferbauen, welches ihn der höheren Idee zuführte, ohne ihm die gemeine Wirklichkeit zu vertilgen.“ (S. d. Vorrede zu „Willibalds Anſichten des Lebens.“)

Gerade in jene Zeit, wo er bei kärglichem Einkommen als Gerichtsaktuar und als Dekonom vergebens Rechtlichkeit und Dekonomie herzuſtellen ſuchte; wo Sorge und Verdruß, bald durch fremde, bald durch eigne Schuld, mancherlei Stürme herbeiführten, — gerade in dieſe ungünſtig ſcheinende Zeit fällt die Blüthe des poe-

tiſchen Frühlings unſeres Freundes. Er beſchloß als Schriftſteller aufzutreten.

Sein früh'ſter Verſuch, auf das Dramatiſche hingerichtet, wollte nicht gelingen. Mit zwei ſchon völlig ausgearbeiteten Luſtſpielen, betitelt: „die reiſenden Maler" und „der Triumph der Liebe," hoffte er im J. 1801 die ſchriftſtelleriſche Laufbahn zu eröffnen; allein er hatte ſich zugleich mit den handelnden Perſonen ſeiner Theaterſtücke auch zugleich das zugehörige Theaterpublikum ſelbſt geſchaffen; und wie Er ſich's dachte, ſo wollte ſich's nirgends finden. — In der That möchte ſelbſt in den gebildetſten Städten Deutſchlands keines den „reiſenden Malern" einen Paſſirzettel, oder dem „Triumph der Liebe" einen Lorbeerkranz gereicht haben! Damit ſoll aber keineswegs behauptet werden, daß es jenen Dramen an Geiſt und Kraft gänzlich fehle, ſondern nur ſo viel: „daß der Dichter das rechte Maaß nicht zu treffen wußte; — daß er den Zuſchauer und Zuhörer — deſſen Beifall ſo ſehr vom flüchtigen ſinnlichen Eindruck abhängt, — mit dem feinſinnigen, das Kunſtſchöne bedächtlicher aufnehmenden Leſer verwechſelte.

Nach mehreren mißlungenen Verſuchen, die beiden Stücke bei einer Theaterdirektion zur Aufführung, oder wenigſtens bei einem Verleger zum Drucke anzubringen, verarbeitete er den Stoff derſelben zu einem bekannt gewordenen Romane: „den reiſenden Malern."

Die Freunde des Dichters dürfen erwarten, von der urſprünglichen dramatiſchen Behandlung wenigſtens eine Probe zu ſehen; wir geben ſie in den beigefügten „Mittheilungen“ unter Nr. I. — Doch der Umarbeitung dieſer Schauſpiele ging „Wilibald,“ Wagner's beſtes Werk, voraus.

Ein Wort aus Wilhelm Meiſter's Lehrjahren: „So oft ſich ein Virtuoſe hören läßt, finden ſich immer Einige, die zugleich dasſelbe Inſtrument zu lernen anfangen“ — hat der Dichter ſeinem Wilibald vorangeſtellt, und zugleich das aufrichtige Bekenntniß ausgeſprochen: „Göthe's berühmtes Werk habe ihn zunächſt für den Verſuch eines Romanes begeiſtert.“ — Sollte aber wohl irgend ein deutſches Dichterwerk dem Wilhelm Meiſter näher ſtehn, als Wilibald? — Wir zweifeln!

Das Urtheil des gebildeteren Publikums, der meiſten Kritiker, und — irren wir nicht, — des Großmeiſters der deutſchen Dichter ſelbſt, ſtellten jenen Roman, den der Beſcheidene zaghaft nur als erſten Verſuch hinreichte, dem Beſten zur Seite, was unſere Literatur in dieſer Gattung aufzuweiſen hat.

In den einfach angelegten Plan weben ſich, wie von ſelbſt, die anziehendſten Verwickelungen ein; — nicht durch abenteuerliche Einwirkung des erträumten Zufal-

les, ſondern durch pſychologiſch entwickelte innere Wahrheit der dargeſtellten Charaktere herbeigeführt. Die Perſonen bewegen ſich lebendig, ſcharf individualiſirt, und in den reizendſten Gegenſtellungen vor unſern Augen; ſie ſind — um uns eines Jean Paul'ſchen Ausdrucks zu bedienen, — rein ausgeſchaffen; ſie werden, möchte man ſagen, nicht vom Dichter geſchildert, ſondern ſie ſchildern ſich ſelbſt durch ihre Werke und durch ihre ganze Handlungsweiſe; ſie treten, mit einem Worte, plaſtiſch hervor ins Leben.

Nirgends ſieht man hier, wie bei der Mehrzahl unſerer Romane, den Autor, gleich dem Marionettenſpieler, hinter ſeinen Puppen handthieren, welche Menſchen vorſtellen ſollen; nirgends ſtoßen wir auf Uebertreibung und Unnatur. Alles entwickelt ſich von Innen herauswachſend, wie die Blüthe aus dem Keim, wie die Frucht aus der Blüthe. Begegnen uns auch überall ausgezeichnete Menſchen, ſo bleiben ſie doch in allen Verhältniſſen echt human, und werden uns gar bald zu alten Bekannten und lieben Vertrauten. Während wir uns in ihrer Geſellſchaft auf das angenehmſte unterhalten, finden wir zugleich vielfach Gelegenheit, uns zu belehren; — bringen Vieles mit zurück, was wir noch nicht gewußt, oder was wir wenigſtens aus dem dunkeln Bewußtſeyn noch niemals ſo klar zur Anſchauung hervorgehoben haben.

Mathilde, das holde ſinnige Kind der Natur,*) vollblühend im höchſten Liebreiz der Unſchuld, — eine mackelloſe jungfräuliche Roſe, prangend vor allen Blumenſchweſtern im unverkünſtelten Garten des rüſtigen Landlebens; — Mariane, die etwas überreizte, aber dennoch reizende, ſo gefühlvolle wie reinſittliche, ſchwärmeriſch Liebende; — die Gräfin, weniger regelrecht, aber reich an Geiſt und Bildung; hingegeben dem Zuge des großen eleganten Weltlebens; ihre heimlich und heftig aufflammende Sinnenglut nur bemeiſternd durch die gewohnten Feſſeln des äußeren Anſtandes; Feſſeln, die ſie doch auch zuweilen ſelbſtherrſchend von ſich wirft; ſo wie ſie überhaupt da und dort jene zarte Grenzlinie überſchreitet, welche geniale Frauen ſo ſelten gehörig zu erkennen und zu ſchonen verſtehn; — auf der andern Seite der kräftig aufblühende Wilibald, immer in männlich thätiger Wechſelwirkung mit dem Gange ſeines Geſchicks; ſtets der reinmenſchlichen Ausbildung entgegenſtrebend, und, ohne gerade ein Tugendheld zu ſeyn, ſowohl in der Wahl der Mittel zum guten Zweck, als

*) Von ihr ſagt Jean Paul: „In dieſer Mathilde haben Sie eine köſtliche Jungfrau von neuer romantiſcher Geſtalt vom Himmel auf die Erde gelaſſen. Sie iſt gar nicht leicht zu faſſen und zu halten! ꝛc.“ (S. die Briefe J. Pauls in den „Mittheilungen.“)

in der Ausführung, ſelten irrend; — dann, der edle, durch ernſte Erfahrungen zum beſonnenen würdigen Manne gereifte Otto; der geniale kunſtſchwärmeriſche Minelli; der lebensluſtige Pinius ꝛc. und nicht unter, ſondern neben dieſen intereſſanten Perſonen, der unſichtbare Flötenſpieler, — die treue reine Seele, die ſich auf Flügeln der Harmonie ſo hoch über die verwirrten, hemmenden Verhältniſſe des Erdenlebens erhebt, daß ſie endlich den Rückweg nicht wieder findet, oder auch nicht mehr ſucht, und dem Himmel der Seligen zueilend, den müden bleichen Körper gern der Erde und ihrem Gewürm überläßt: — und dieſes ganze lebenreiche Gemälde des Romanes eingerahmt in die lieblichſte idylliſche Einfaſſung, ſo daß ſeine Begebenheiten, immer mit den Jahreszeiten fortſchreitend, zugleich ein treues, poetiſch aufgefaßtes Bild ländlicher Beſchäftigungen und Genüſſe darbieten: — ein ſolches Gemälde mußte wohl gleich bei ſeiner erſten Ausſtellung die Blicke der Kenner auf ſich ziehn, und der überall laut werdende Beifall den Meiſter zu ähnlichen Werken ermuntern!

In der That mag wohl ſelten ein Roman, — und noch dazu der Roman eines Neulings, — im Allgemeinen bei unſerm ſchwer zu begeiſternden Publikum ſo viel Glück gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen gemacht haben, als Wilibalds Anſichten des

Lebens! Nicht, als ob das Buch nun ſchnell tauſend- fältig um- und nachgedruckt, alle Leihbibliotheken durch- wandert hätte, um, gleich den Walther Scott'ſchen Wer- ken, vom Heißhunger einer Million deutſcher Leſer ver- ſchlungen zu werden; (Wilibald hat vielmehr im Zeit- raume von 20 Jahren nur 3 Auflagen erlebt, von wel- chen die erſten wohl kaum 2000 Exemplare enthalten haben mögen;) dagegen aber durfte gleich anfangs, und darf heute noch, Wilibald ſich des allein ehrenden Bei- falles des gebildeteren, urtheilsfähigeren Theiles der Na- tion rühmen. Sein ehrenvoller Platz unter den klaſſi- ſchen Werken unſrer Romanendichtung bleibt ihm für immer geſichert, und alle echte Kenner von Sinn und Gefühl für wahre Poeſie werden dieſes vaterländiſche Erzeugniß hoch über die flachen breiten Modeartikel des Auslandes ſtellen, nach welchen jetzt ſo viele deutſche Rechenäer ſo begierig ſchnappen, wie ein aufs Trockene geſetzter Karpfen nach Luft.

Es war wohl mit Grund zu erwarten, daß für den Schriftſteller, deſſen Erſtlingen man den Kranz der Mei- ſterſchaft zuerkannte, ſich bald eine andre Laufbahn er- öffnen werde, als ihm ſein bisheriger beſchränkter Wir- kungskreis darbot. Wahrſcheinlich war es Jean Paul Fr. Richter, der den damaligen edlen Herzog Georg von S. Meiningen zuerſt auf Wagnern aufmerkſam machte. Er hatte manches Erfreuliche von ihm in

Handſchrift bereits früher kennen gelernt, und wußte das darin aufblickende Talent nach Verdienſt zu würdigen.

Jean Paul genoß bei dem Herzog hoher Achtung und Freundſchaft; ſein Fürwort galt viel. Unerwartet erhielt der Empfohlene das Dekret als Kabinetsſekretär des Herzogs, und ſah mit labender Hoffnung einer Zukunft entgegen, wie er ſie ſich kaum geträumt, und wie er ſie jeden Falles nicht beſſer wünſchen konnte. Der Fürſt, in deſſen Nähe er von nun an leben und arbeiten ſollte, war allgemein geliebt; jeder geizte nach dem Vorzug, mit ihm, bei welchem der Menſch den Fürſten weit überragte, in nähere Verhältniſſe zu treten, oder auch nur, von ihm bemerkt, unter ihm zu dienen; denn er wußte ohne kleinliche Rückſicht auf Etikette aus ſeinen Dienern die Ausgezeichneteren zum traulichen Umgang zu wählen; die häufig wiederkehrenden Abendunterhaltungen bei ihm, durch Geſpräch und Vorleſung gewürzt, boten einen Genuß dar, den ein Mann, wie E. Wagner, nur mit freudiger Sehnſucht entgegen ſehen konnte. Die Geſchäfte des neuen, ihm beſtimmten Wirkungskreiſes waren von der Art, daß es ihm niemals an günſtiger Muße für ſeine Schriftſteller-Arbeiten fehlen konnte; die angebotene Beſoldung deckte die nothwendigſten häuslichen Bedürfniſſe, und wenn auch vorerſt der Ehrenſold für ſeine Schriften ſehr gering ausfiel, ſo ließ

doch der gewonnene Beifall eine bedeutende Einnahme für die Zukunft hoffen. Für ſeine zärtlich geliebten Kinder, Karl, Anton und Luiſe, fand er in ſeinem neuen Wohnorte treffliche Gelegenheit zu einer Ausbildung, wie ſie das abgelegene Dörfchen nicht zu geben vermochte. Alle dieſe Ausſichten machten ihn, — der ohnehin bei ſeinen Anſprüchen an das Glück ſo beſcheiden, und ſo dankbar für jede kleine Gunſt deſſelben war, — zum glücklichſten Sterblichen. Allein er ſollte nun einmal nicht zum vollen Genuß ſeiner ſchönſten Jahre gelangen. Ihm waren noch große und ſchwere Prüfungen beſtimmt, und ſie begannen, ehe er noch ſein Amt angetreten, mit Herzog Georg's höchſtunerwartetem Tode.

Ein harter, das ganze Herzogthum erſchütternder Schlag! Alles Volk war in Thränen über den unermeßlichen Verluſt; Wagner einer der Untröſtlichſten unter Allen! — Seinen Gefühlen für den verewigten Fürſten hat er in den „Reiſen aus der Fremde in die Heimath" Worte zu geben geſucht, die auch wohl jetzt noch manchen Leſer rühren werden, wenn er gleich weder den Dichter, noch deſſen fürſtlichen Wohlthäter, näher gekannt hat.

Die Regierung des nun vaterloſen Landes fiel, bei der Minderjährigkeit des Herzogs Bernhard, der als ein erſt dreijähriger Prinz die Hoffnung deſſelben blieb,

in weibliche Hand; aber es war die Hand einer echten Mutter! Luiſe Eleonore wußte, als Muſter ſtreng geregelter Ordnung und gewiſſenhafter Rechtlichkeit, mit männlicher Feſtigkeit und weiblicher Milde zu erhalten, was Georg geſchaffen, — fortzubauen, was er gegründet hatte; und ſolcher Eigenſchaften bedurfte es in der That für jene, von Gefahren, Noth und Sorgen ſo vielfach bedrängte Zeit. Von dieſer mütterlichen Regentin war es gar nicht anders zu erwarten, als daß ſie auch bis zu den kleinſten Verhältniſſen herab den Willen des Hingeſchiedenen ehren, und ſelbſt da ſich keine Abweichung von ſeinen unausgeführt gebliebenen Beſchlüſſen erlauben würde, wo die Noth der Zeit Erſparniſſe aller Art zur Pflicht zu machen ſchien. So erhielt denn auch E. Wagner, was er in der That kaum zu hoffen wagte, bald die Beſtätigung ſeines Rufs, obgleich nunmehr ſeine Sekretariatsdienſte faſt ganz entbehrlich geworden waren. Welch ein ehren- und ſegenvolles Lob für dieſe treffliche Fürſtin, daß der Nichtvergeſſene, Reichbedachte das Zeugniß ausſtellen konnte: „die edle Wittwe ſeines Herzogs habe ihm noch weit mehr gehalten, als dieſer ihm verſprochen!“ (S. ſeine Briefe an Truchſeß.)

Im folgenden Jahre hielt er ſeinen Einzug in Meiningen. Wenn er auch den tiefen Schmerz über den Verluſt des theuern Mannes, der ihn zuerſt dorthin ge-

rufen, noch mitbrachte, ſo bot ihm doch ſeine neue Lage, das bequemere Auskommen ungerechnet, gar Vieles dar, was ihn tröſten, und ihm die Geiſtesheiterkeit und Freiheit zurückgeben konnte, welche für jeden Dichter der ſchöpferiſche Hauch iſt, der bildend über dem Chaos ſchwebt.

Ein einfaches, nach den Geſetzen weiſer Sparſamkeit eingerichtetes Familienleben gab ihm den niegetrübten Genuß ſtiller Häuslichkeit. Außer derſelben ſah er ſich geachtet und hervorgezogen; mehrere der angeſehendſten Familien empfingen ihn als vertrauten Hausfreund in ihren geſelligen Zirkeln. Die Aufſicht über die herzogliche Handbibliothek und der Umgang mit einigen vielſeitig gebildeten Männern, (unter welchen der geniale, auch als geologiſcher Schriftſteller ausgezeichnete Geheimerath Heim vor Allen genannt zu werden verdient,) verſchaffte ihm erwünſchte Gelegenheit zu ſteter wiſſenſchaftlicher Fortbildung, — bei deren Stillſtand auch der talentvolle Dichter in Kurzem nur taube Blüthen hervorbringt.

Unter ſo günſtigen Vorzeichen arbeitete unſer Freund freudig an mehreren neuen, faſt gleichzeitig entworfenen Werken, welche er in dem, verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von vier Jahren vollendete. Zuerſt kamen „die reiſenden Maler“ an die Reihe.

Dieſer Roman verdankt, wie bereits erwähnt worden, ſein Daſeyn einem Wiederbelebungsverſuche. Jene dramatiſchen Erſtgeburten, welche die Theaterdirektionen ſo unbarmherzig erſtickt hatten, ſollten in erneuter Geſtalt hervorgehn. Bedenkt man, daß jeder Umarbeitung, wofern ſie, als aus ganzem Holze gearbeitet, nicht geſtückelt und geleimt erſcheinen ſoll, ſchwer zu beſiegende Schwierigkeiten entgegenſtehen, und fügt man den Umſtand hinzu, daß hier zwei völlig verſchiedene Stücke zu Einem Ganzen verarbeitet werden mußten, ſo wird man allerdings dem Verfaſſer das Zeugniß nicht verſagen können: er habe die ſchwierige Aufgabe glücklich gelöſ't. Es blickt wohl hier und da ein Endchen jener Bande vor, durch welche die poetiſche Freiheit der Erfindung an einen gegebenen, hier und da widerſtrebenden, Stoff gefeſſelt war; es dürfte auch der recenſirende Jean Paul vollkommen Recht haben, wenn er die allzuumſtändlichen Geſpräche der handelnden Perſonen hinwegwünſcht; ja, wir wollen ſogar dem Dichter das Bekenntniß: „es habe ihm das ganze Buch nur zum Vehikel ſeines Kunſtſchulplanes gedient" (der jedoch erſt in den „Reiſen" vollſtändig erſchien,) keineswegs zum Verdienſt anrechnen, indem jede poetiſche Schöpfung durch die bemerkte Abſichtlichkeit der Einmiſchung praktiſcher Zwecke keinen völlig reinen Kunſtgenuß geſtattet: bei dem Allen aber werden wir gern eingeſtehen, daß

die „reiſenden Maler“ den reichlich gefundenen Beifall in vielfacher Rückſicht verdienen.

Die Charaktere der Hauptperſonen ſind ſcharf abgegrenzt und treu durchgeführt. Wir finden an Brixenfels, — „der ſeinen eigentlichen Charakter nur vorſichtig und ſelten zeigt, — weltkluge Erfahrung und eine gewiſſe Unnahbarkeit für leidenſchaftliche Gefühle, verbunden mit einem hohen Grade von menſchlichem Stolze, den er gegenwärtig in Künſtlerſtolz eingekleidet hat; — an Schweizern edlen Charakterſtolz, große Leidenſchaftlichkeit, und tiefes feuriges Gefühl für alles Herrliche; — an Fink leichtflammendes Feuer zum Guten, Scharfſinn und Genie zu Allem, jugendliche Luſt an jeder Fülle des Lebens; alles dieß aber ohne freie Thatkraft und noch in einer ſchülerhaften Empfänglichkeit für jede praktiſche Richtung.“

Unter den weiblichen Figuren tritt die, leider zu wenig zur Handlung kommende Kordelia höchſtreizend hervor; beſonders iſt die Scene ihres erſten Auftrittes unübertrefflich ſchön geſchildert. Bei den zum Hofe gehörigen Damen hat ſich der Dichter manche Abbreviaturen erlaubt; aber dem unhöfiſchen Leſer gefallen ſie vielleicht ſo beſſer!

Die humoriſtiſche Ader ſchlägt übrigens mit vollen Pulſen; doch möchte Lenz, (den Steinach paſſend „einen ins Unglück gerathenen, liederlich gewordenen

Fink" nennt,) bisweilen ein zartes Ohr durch ſeine handfeſte Derbheit beleidigen. Selbſt Fink iſt von dieſer Unſchicklichkeit nicht ganz frei zu ſprechen. Demunerachtet weht allenthalben der wohlthuende Hauch eines reinen ſittlichen Gefühls, das Beförderung eines tüchtigen Sinnes und Handelns ſich zum erſten Zwecke macht, und zur Bekämpfung des böſen Princips oft nicht allein mit Ruthen, ſondern wenn es nöthig ſcheint, ſogar mit Prügeln darein ſchlägt.

Zum höchſten Schmucke dienen dieſem Romane die lebenswarmen Naturſchilderungen; — wie denn überhaupt in dieſer poetiſchen Landſchaftsmalerei, außer Jean Paul und dem metriſchen Matthiſſon, vielleicht kein deutſcher Dichter unſerm E. Wagner gleichkommen möchte. Eines der wohlgelungenen Bilder, — das volle Erwachen des jungen Sommers nach einem Gewitterregen malend, — bezeichne hier den Werth aller übrigen:

„Mir iſt, als hörte ich überall neue Knospen mit wollüſtigem Geräuſch aufgehn; fettes Grün bricht im Triumphe hervor; lispelnd küſſen ſich neuverwandte Zweige, und tauſend Blätter, die noch nie den Geſpielen nahten, ſtrecken ſich in wachſender Sehnſucht zum erſten Male einander zu, wie die Arme der Liebenden; die Knoten der Balſamtanne ſpringen vor Ueppigkeit, und

fließen von ſelbſt über; eine neue Hoffnung iſt heute zu neuem Glanze ihres tröſtenden Grüns, dieſer unverlöſchlichen Farbe des beſſern Lebens und der Unſterblichkeit, vom Himmel herabgeſtrömt. — Seht, wie dort die Saat ſchwillt! Der bläuliche Dampf einer übervollen Kraft hat ſich auf ihren Wellen gelagert und zieht geheimnißvoll den Schleier über die bräutliche Begattung des Sommers mit der reizenden Au. — Und des Menſchen Herz ſollte in dieſer Zeit der Wonne ungerührt bleiben und ſeine eigne ſüße Beſtimmung, die Liebe, vergeſſen können? — Ha, der Weſten flammt noch in Purpur! Gewiß iſt in dieſem Augenblick hinter jenen Bergen das Wolkenland zerriſſen; denn fern am öſtlichen Gebirge blitzen noch zinnoberrothe Kanten unter der rauchenden Stirne. — O hätten wir Flügel, um uns aufzuſchwingen in das Regenbogenmeer, und dort die ſcheidende Kugel noch einmal mit Jubel zu grüßen!"

Nächſt ſolchen Schönheiten der Darſtellung blickt, hauptſächlich für Wagners perſönliche Bekannte und Freunde, ſeine liebenswürdige Eigenthümlichkeit ſo unverkennbar aus den, ſeinen Perſonen zugetheilten Rollen hervor; — beſonders in Stellen, die das Sehnen nach ſeinen glücklichen Kinderjahren ausſprechen. Denn ihm iſt oft zu Muthe, wie er es dem gefühlvollen Steinach in den Mund legt: „als ſchlänge ſich der Strom des Lebens plötzlich herum, und blitzte wieder hinauf zum

ſtillhervorſpielenden Perlenquell der Kindheit und zu ſei- nen ſüßen Blumen.“

Ferdinand Miller, welcher der Zeitfolge nach gleich nach den reiſenden Malern genannt werden muß, iſt mehr Novelle, als ausgeführter Roman; aber ſie gehört als ſolche gewiß zu den Beſſeren. Ein kräftiger, kenntnißvoller junger Mann, der ſeinen höchſten Ruhm darin ſucht, ſich als ein echter Deutſcher, — frei von aller abgeſchmackten Deutſchthümelei, — zu beweiſen und ſeinem Volke, ſo weit es ein beſchränkter Wirkungskreis geſtattet, den hülfreichen Arm zu bieten, — ſteht als die Hauptfigur der Erzählung da, und verdient vor den Augen des Leſers das Glück, das er erwirbt. In dem Bilde Karolinens und Marieen's zeigt ſich des Malers meiſterhafter Pinſel. Selbſt der aufmerkſamſte Leſer bleibt faſt bis zum Schluſſe ungewiß über Karolinens trefflichen Charakter, weil er, den motivirten Verhältniſſen nach, nur verhüllt erſcheinen durfte; bis zuletzt ſich Alles zum Glück Ferdinands und zur vollen Zufriedenheit des theilnehmenden Leſers löſet.

Iſidora folgte dem Ferdinand Miller, oder begleitete ihn vielmehr; — ein wohlgelungener kleiner Roman, aus dem ſich die Legende vom St. Hubertusbrunnen vorzüglich heraushebt. Das, im gehaltenen Ton alterthümlicher Sage erzählte Mährchen iſt mit der Fabel des Romanes anziehend verwebt; die Charaktere der

handelnden Perſonen intereſſiren den Leſer nicht weniger, als die der übrigen Dichtungen Wagner's; obgleich auch hier ſich die Bemerkung nicht unterdrücken läßt: daß er ſich mit den Hof=Verhältniſſen vornehmer Perſonalitäten manche bürgerliche Freiheiten herausnimmt; ſo daß auf ſein Werk angewendet werden kann, was Eulalie von Dagobert behauptet: „ſo viel iſt gewiß, daß unſer Freund aus den gewöhnlichen Vorſchriften des Anſtandes nur die herausgreift, welche ihm ſelbſt zu paſſen ſcheinen.“

Merkwürdig zeichnet ſich die eigenthümliche religiöſe Anſicht vom ſogenannten thieriſchen Magnetismus aus (er hat ſich bekanntlich noch jetzt nicht recht humaniſirt). Dieſe, aus den Fingerſpitzen ſprühende officinelle Kraft, — die mit dem gemeinen Geſchlechtstrieb oft weit näher verwandt iſt, als ſie ſich's geſtehen mag, — ſpielte damals eine große Rolle. Es gehörte ein frommer Dichter dazu, um dem Thieriſchen das Himmliſche abzugewinnen!

Beide Romane, Ferdinand Miller und Iſidora, haben weniger Eingang im großen vaterländiſchen Publikum gefunden. Die Auflage, des Einen wie des Andern, betrug nicht über tauſend Exemplare; und davon behauptet der Verleger binnen vierzehn Jahren kaum zwei Drittheile abgeſetzt zu haben. — Allerdings wenig für ein Publikum, welches oft von

den lockerſten Produktionen alljährlich 6000 Exemplare aufkauft!

Lernet, deutſche Leſer! Euern Wagner nur erſt recht kennen, und Ihr werdet mit immer neuem Genuß zu ihm zurückkehren, wenn Ihr ſo Manches, was Ihr bloß zur Zeitkürzung, der Mode des Tages huldigend, durchblättert, längſt mit Widerwillen zurückgelegt habt!

Die „Reiſen aus der Fremde in die Heimath“ hatten wir bereits öfter zu nennen Gelegenheit. Wenn wir auch gerade nicht unſerm Jean Paul beipflichten, welcher behauptet: „die Reiſen ſeyen Wagner's beſtes Werk,“ (ſ. die Br. J. Pauls in den „Mittheilungen,“ Br. VIII.) denn dafür müſſen wir immer nur den Wilibald erklären; — ſo unterſchreiben wir dennoch übrigens ſein Urtheil mit Ueberzeugung: „Seine Lebensfriſche; die Glut der Scenen; die Schärfe der Charaktere; beſonders die ſeltene Kunſt, weibliche Körper ſcharf zu malen; — ein ſchonender Geſchmack im Komiſchen u. ſ. w., alle dieſe Schönheiten wirken mächtig zuſammen und beſiegen den etwas lockeren, ſeine eigne Macht zu ſehr zertheilenden Plan.“

Wagner hat in dieſem Buche großentheils ſich und ſein Leben dargeſtellt, und pſychologiſch entwickelt, wie in einem ſiechhaften, der Auflöſung entgegengehenden Leibe, die ſtarke, durch ſchöne Gefühle veredelte Seele mit weit ſtärkerem Schritte der höchſten Vollendung zueilet. —

Das Buch enthält einen Reichthum gereifter Gedanken, ſcharfſinniger, aus tiefer Erkenntniß des wirklichen Lebens geſchöpfter Bemerkungen und gelungener, — freilich nicht allgemein vorkommender, — Charakter-Darſtellungen.

Für das Beſte unter Allem was Wagner geſchrieben, hielt er ſelbſt ſein „hiſtoriſches ABC eines vierzigjährigen Fibelſchützen.“ Wir glauben uns indeß allerdings zu dem Urtheile berechtigt, daß dieſes liebe Büchlein, — um den guten, hauptſächlich aber den zarten, Geſchmack nirgends zu beleidigen, — noch einer letzten Sichtung bedurft hätte. Gewiß würde der Verfaſſer ſelbſt Manches geſtrichen haben, wäre ihm mehr Zeit zur Feile ſeiner ſpäteren Werke geblieben. Er fühlte in den letzten Jahren zu oft, daß ſeine noch übrigen Tage gezählt ſeyen; gleichwohl blieb ſeine Schöpfungskraft ungeſchwächt. Mit immer neu hervorbrechenden Blüthen ſtand der reichbegabte Baum der Phantaſie im Lebensgarten des kranken Gärtners. In faſt ängſtlicher Eile, noch ſo viele Früchte als möglich zur Reife zu bringen, vergaß er bisweilen, daß zu jeder echten Zeitigung vor allen Dingen Zeit gehöre. Er ſchrieb daher ſehr ſchnell, und beſſerte in ſeinen letzten Werken ſelten nach. — Blickt der geneigte Leſer des „hiſtoriſchen ABC“ über manches Einzelne hinweg, was vielleicht allzunah' am Kleinlichen hinſtreift, ſo ſieht er ſich für ſolche billige

Nachſicht überreich belohnt, durch eine Fülle tiefer Empfindungen, ſcharf ins Leben eindringender Bemerkungen, humoriſtiſcher Phantaſieſpiele und ergetzlicher Scherze. Hauptſächlich iſt das genannte Werkchen Wagners vertrauteren Freunden unſtreitig eines der ſchätzbarſten Stücke ſeines Nachlaſſes; und ohne deſſen Benutzung möchte wohl dieſer Biographie Vieles abgehn, was darin den Leſer am meiſten anſpricht; denn das ſind ohne Zweifel die charakteriſtiſchen Züge, welche der Meiſter ſelbſt mit feſter Hand zu ſeinem Portrait entworfen hat. Dem Biographen ließ er bloß das kleine Verdienſt, ſie zu einem vollſtändigen Bilde zu ſammeln und zu ordnen.

Heiter und hoffnungsreich in ununterbrochener Geiſtesthätigkeit fand ich Wagnern am Schluſſe des Jahres 1805 in Meiningen wieder, wo unſre Lebenspfade, die lange Zeit hindurch getrennt geweſen, durch eine unerwartete Wendung ſich aufs Neue vereinigten.

Der Wunſch meines bejahrten Vaters und der eigne innere Beruf hatte mich ihm bereits zum Gehülfen im Pfarramte gegeben. Mein Weg ſchien von nun an vorgezeichnet; ſein Ziel unverhüllt. Schon war ich ein glücklicher Gatte und Vater, keinen höheren Wunſch hegend, als in der Fortſetzung der einfachſten Lebensverhältniſſe, in beſchränkter, aber ſegenreicher Wirkſamkeit, einſt ſo

den Lauf zu ſchließen, wie der våterliche Greis, der von ſeiner Gemeinde ſchmerzlich beweint und gewiß nimmer vergeſſen, am Charfreitage 1805, — am Todestage ſeines göttlichen Herrn und Meiſters, den er in Lehre und Leben treu verkündet, — einundachtzig Jahre alt zur Ruhe der Seligen einging. Welcher Sohn würde an meiner Stelle nicht auch gewünſcht und geſtrebt haben, ſo zu leben, um einſt ſo ſterben zu können!

Doch meine Beſtimmung als Prediger ſollte zugleich mit dem Leben des Vaters zu Ende gehn; denn bald nach ſeinem Tode erhielt ich höchſtunerwartet von der allgemein verehrten Regentin meines Vaterlandes den Ruf: „die Führung des jungen Herzogs Bernhard zu übernehmen.“

Nur nach ſchwerem Kampfe mit mir ſelbſt, der in den Zweifeln über meine Tüchtigkeit zu ſolchem wichtigen, verantwortungsvollen Amte nur allzuſehr begründet war, folgte ich dem höheren Wink. Das Freundes-Ideal der früheren Jahre, meinen Ernſt, hatte ich, — oder vielmehr: er hatte mich, ziemlich aus dem Auge verloren. Die Verſchiedenheit der Geſchäfte, der lange Zeitraum der Trennung, — beſonders für jenes Alter bedeutend, — hatten uns gegen einander allmålig entfremdet: aber wie bald fanden und erkannten wir uns wieder!

Wagner war oft im herzoglichen Schloſſe, um ſeines

Geſchäfts als Bibliothekar zu warten; ſeine Bibliothek war in der Nähe meiner Wohnung. Eine freie Stunde und ein einladender Wink des anweſenden Freundes führte mich oft an ſeine Seite, und manches heitre Geſpräch führte uns in die ſchöne Vergangenheit zurück, worin Dichter ſo gern leben, um aus der „Quelle ewiger Jugend" zu ſchöpfen, von welcher der niealternde „Fibelſchütz" mit herzinnigen Gefühlen ſagt: „Es iſt gewiß, daß ſie uns ſchon auf dieſer Erde tönt und blinkt. Wir verkennen nur oft ihr himmliſches Rieſeln. Ich habe ſie nie anderswo geſucht, als in der Phantaſie. — Wie arm und veraltet kam mir oft das Leben vor! Wie gemein und abgelebt all' mein Thun; wie fade und unluſtig alle Zukunft! Wie tief ſaß der ganze Philiſter in der abgeſchmackteſten ſpießbürgerlichſten Proſa da; — über und unter mir nichts als trüber Himmel mit Donner, und ſchwarze ſchmutzige Wüſte; — alle irdiſche Dinge, Verhältniſſe und Meinungen ſo verbraucht und längſt abgedroſchen wie leeres Stroh! Auf einmal trat es, wie der Blick eines fernen Silbertropfens, freundlich in mein Gemüth, — weich und ſüß, aber ſo tief rührend und kräftig, daß mein dürſtendes Herz vor dieſer wunderbaren Friſche erbebte und zu neuem jugendlichen Leben lieblich aufſchauerte. Da ſah ich hinüber in das Land der Seelen, und ſchaute den Quell der Verjüngung; und um ſeine ewig friſchen Blumenränder ſpielten

die Kinder der Unſterblichkeit. Ach, wie fühlte ich dann durch einen neuen himmliſchen Wunderſaft plötzlich alle Zweige meines Lebens wieder geſchwellt!“

So fühlten wir's wohl Beide, wenn wir zum Fenſter hintraten, wo ſich eine freie, herrliche Ausſicht ins Thal öffnete. Da zog vor unſern Blicken die Werra unter Bäumen und Buſchwerk im grünen Wiesgrund hinab. Es war ja derſelbe Fluß, an deſſen Ufern wir, einige Meilen abwärts, einſt ſo frohe Stunden verjubelt hatten! Welche Zeit lag nun ſchon hinter uns! Wie hatte ſich nicht alles verwandelt! Die dort ſo unbeachteten Pfarrſöhne durften es wohl fühlen, daß ihnen durch die Gunſt des Schickſals eine weit wichtigere Laufbahn eröffnet worden ſey, als damals ſich ahnen ließ. Der Eine bildete ſich für die Förderung edler Kunſtgenüſſe, nicht bloß für ſein kleines, ſondern für's große deutſche Vaterland, und ſein Name ward ſchon mit Achtung von allen Gebildeten genannt; der Andere fühlte ſich zwar beſchränkter, aber er durfte dennoch hoffen, manches Saamenkorn auszuſtreu'n, das reiche Früchte tragen könne für Tauſende ſeiner Mitbürger. — Das Gefühl allgemeiner Wirkſamkeit ſtimmt den Menſchen feierlicher, ernſter; ja, es läutert die Selbſtliebe, daß ſie ſich zur Menſchenliebe veredele. In dieſem gemeinſamen Gefühl ſuchten ſich die Hände zum feſten Druck. Ein neuer ewiger Bund war eſchloſſen. In

allem Wandel der Zeit und ihrer Ereigniſſe war ein feſter Punkt geblieben, worin ſich gleichſam alle Kräfte aus dem Kern des flüchtigen Lebens ſammelten, — das Herz.

Und welch ein Herz hatte Wagner jetzt im vollen männlichen Alter für echte Freundſchaft gewonnen! — Der allzukecke Uebermuth jugendlichen Selbſtgefühles war nun durch eine weiſe Mäßigung gemildert; die früheren, bisweilen allzuſcharfen Spitzen ſarkaſtiſcher Laune und ſatiriſcher Spottluſt, welche hier und da verwundeten, hatten jetzt mehr einer heiteren, niemals wehthuenden Ironie weichen müſſen, und überall, wo er anſprechenden Geiſt und Sinn erkannte, zeigte er ſich ſo innig theilnehmend, ſo zart empfänglich, ſo dankbar — nicht für die That allein, ſondern ſchon für den guten Willen! Man konnte ihn einen Meiſter in der Kunſt nennen, jeden ſtörenden Mißlaut bald durch Scherz, bald durch Ernſt, in reine Harmonie umzuſtimmen. So konnte es denn nicht fehlen, daß er, der ſchon früher nicht arm an treuen Freunden geweſen, derſelben immer mehrere gewann. Einer muß jedoch vorzugsweiſe unter Allen genannt werden, der nun auch längſt mit ihm im Lande der Seelen wieder vereinigt iſt: August von Studnitz, S. Gothaiſcher Geh. Regierungsrath und Kammerherr. Ein Mann von hervorſtechendem Geiſte, von vielſeitigem gründlichen Wiſſen und tiefem Gefühl für

Literatur und Kunſt; — ſo lehrreich und anziehend in ſeiner Unterhaltung mit Gleichgeſtimmten, daß man ſich bald an einige auffallende Sonderbarkeiten ſeines unaufhörlich regen Mienenſpiels gewöhnte.

Studnitz hatte ſich mit Wagnern auf der Akademie innigſt verbrüdert, und von da an hatte dieſer keinen Lieberen, keinen Vertrauteren auf Erden, als ihn. An ſeinen Auguſt wendet er ſich oft in ſeinen Schriften, (ſo wie z. B. die ſämmtlichen Briefe der „Reiſe in die Heimath" an ihn gerichtet ſind,) oder er meint ihn wenigſtens oft, wenn er ihn auch nicht nennt.

Eine Stelle kann vor Allen das zarte, enge Seelenband anſchaulich machen, welches die beiden Freunde verknüpfte. Ich entlehne ſie aus einem Artikel des „hiſtoriſchen ABC", worin man beim Blick auf die Ueberſchrift „Stehlen" freilich wohl dieſe tiefen Herzensergüſſe nicht ſuchen würde. Der edle Fibelſchütz fähret dort nach einigen gleichgültigeren Bemerkungen alſo fort:

„Literariſchen Diebſtahles (wie man es fälſchlich nennt) bin ich mir nicht bewußt. Gedanken, die ich nicht los werden konnte, und doch nicht für mein hielt, habe ich mit Gänſefüßchen bezeichnet — und ſo befehle ich meine Seele Gott! Hiebei muß ich gleichwohl noch eines beſonderen Diebſtahles erwähnen, der mich ſtets von Herzen erfreut hat; denn die zwei erſten Buchſtaben dieſes Artikels (St) mahnen meine ganze Seele an den

ſüßen Namen eines überreichen, oft und viel von mir beraubten Eigenthümers. Doch Er, der ſich immer des treuſten und bewundernswürdigſten Gedächtniſſes erfreute, hatte für dieſe Diebſtähle keins! Ja, ihr müßt wiſſen, gute Leſer, daß meine beſten Gedanken — wenn euch jemals irgend etwas erfreut hat an dieſen flüchtigen Bildern, deren irdiſche Spur gar bald auch mit meinem Staube vermodern wird, — daß ſie oft allein die ſeinigen waren; oder doch oft nur ſolche, die wir einſt auf Bergeshöh'n in ſüßer Wechſelluſt ausgetauſcht hatten."

„Auguſt, ich weiß daß du jener ſeligen Bergſtunden ewig gedenken wirſt, worin ſo rauſchende himmliſche Heere von freundlichen und ernſten Gedanken uns umleuchteten, umſchatteten! Wie herrlich bewegt recitirten wir da, und ſchrie'n gegen einander, daß Bote und Botin an ihrem Bergfeuer fürchten mußten, ſie kochten für zwei Wahnſinnige, oder Hexenmeiſter! Und wenn mein allzuheftiges Freuden- und Herzensgelächter ſich bis zum höchſten Lärm geſteigert hatte, und meine beſchwerliche Freundſchaft dich zu erſticken drohte — wie ſchön lagerte ſich dann zwiſchen die Gelagerten ein ſtundenlanges Stillſchweigen, gleich einer freundlichen Proſa! — und wie blitzten dann die fernen Gebirge und Thäler und alle ringsum liegenden Weltbilder ſo mächtig auf den Zentralpunkt unſerer Bergruhe herein! Weißt du wohl, daß

wie oft in dieſem Stillſchweigen noch mehr zu genießen glaubten, als in jenem Weltgeſchrei? Und wie wir dann wieder über einen unbekannten blauen Gebirgsthurm uneinig wurden und plötzlich aufſprangen und in neuen prächtigen Streit geriethen über die Namen jener großen Gedächtnißſäulen von Gottes namenloſer Kraft und Herrlichkeit? — Und dann, unſre Nächte in den Thälern — Auguſt! unſre Träume? Kennſt du noch die heitre Mondnacht im Bade zu Liebenſtein? Wo ich dich um Mitternacht im Traume ſo ſchön und wunderbar ſchlagen hörte, wie eine liebe Nachtigall, und wo du, als ich ſachte zu dir trat, im leiſen Flüſtern jener Worte aus Göthe's Fiſcher:

„Sein Herz ſchwoll ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bei der Liebſten Gruß"

ſelig lächelnd erwachteſt?"

„O du guter ſanfter Menſch! Habe Dank für deine Liebe! Du gabſt mir ja ſtets alles was du hatteſt! Dein Herz theilteſt du mit dem Freunde; auch deine Gedanken gabſt du mir — ach, ich nahm ſie dir oft freudig, weil ich ſelbſt dein zu ſeyn glaubte und dich ewig lieben will! Oft, du göttliche Seele! gefielen dir Deine Meinungen beſſer, wenn du ſie von mir wieder laſeſt, und du wußteſt es nicht mehr, daß ſie die Deinigen waren, — oft nur durch meinen Eigenſinn entſtellt! — Sagt!

wen müßte ſolche ſtille unbewußte Güte nicht zu Thränen rühren?!“

* *

Und wen rührte die Deinige nicht, herrlicher Ernſt! wenn er dich in den obigen Worten ſo ganz, ſo lebendig erblickt, wie du ſchriebſt, warſt, fühlteſt, lebteſt! Wer ſollte nicht mit mir überzeugt ſeyn, Dein Genius würde die Welt noch mit manchem trefflichen Werk beſchenkt haben, wäre es ihm vergönnt geweſen, länger bei uns, den Thalbewohnern, zu weilen; doch er ſollte bald ſich zu noch ſchöneren, heiligeren Höhen emporſchwingen, als dir deine lieben Berge auf Erden darbieten konnten!

Schon in jene Zeit, wo ſich, wie wir geſehn haben, alles ſo günſtig für ihn zu geſtalten anfing, ertönte ein ferner leiſer Ruf des Todesengels, deſſen Flügel von da an zwar langſam, aber immer näher und vernehmlicher heranrauſchte, bis er, ſechs Jahre ſpäter, unſern Wagner ſeiner troſtloſen Familie, ſeinen vielen Freunden und ſeinem großen Vaterlande entzog.

Dieſes lange Siechthum mag urſprünglich wohl durch die oft übermäßigen körperlichen Anſtrengungen, die ſein früheres Amt von ihm foderte, veranlaßt worden ſeyn. Nicht ſelten war zur Erndtezeit ſtarke Erhitzung unvermeidlich, und der thätige, immer gern mit eignen

Augen beobachtende Oberaufſeher einer ſo bedeutenden Gutswirthſchaft vernachläſſigte vermuthlich, — auf ſeinen kraftvollen, noch von keiner Krankheit jemals angefochtenen Körperbau vertrauend, — die nothwendigen Vorſichtsmaßregeln gegen ſchädliche Abkühlung. Er ſelbſt ſuchte indeß weniger hierin, als in einem mißlungenen Sprunge über einen breiten Waſſergraben, den erſten Keim ſeines Uebels. Er war bei jener Kraftanſtrengung heftig zur Erde geſtürzt, und der hervorragende Spahn eines kaum im Graſe ſichtbaren Weidenſtockes hatte ihn empfindlich am unteren Theile des Rückgrades verletzt. Lange blieb an jener Stelle ein leiſes Wehthun zurück, welches indeß noch keine Beſorgniß erweckte, da ſich's allmälig ganz zu verlieren ſchien. Aber ſchon im erſten Jahre ſeines Meininger Aufenthaltes machte Wagner die ſeltſame Entdeckung einer momentanen Schwäche in den Fingern, und mehr noch in den Füßen. Oft plötzlich, beſonders im Abwärtsgehen von ſeinen faſt täglich beſuchten Bergen, wo er ſo gern weilte und dichtete, verſagten ihm die Beine den Dienſt, ſo daß er einigemale den gefährlichen Sturz nicht vermeiden konnte. Allmälig ward auch auf der Ebene der Gang langſamer und angeſtrengter; die Schritte glichen, beſonders nach einiger Ermüdung, dem Wanken eines Betrunkenen. So wuchs die Krankheit unaufhaltſam heran, und bald blieb dem Arzte kein Zweifel zurück, daß er hier ein Uebel zu be=

kämpfen habe, welches ſelten der ärztlichen Kunſt weicht: die **Rückenmarksdarre** genannt. Welche Heilmittel blieben wohl unverſucht! und welcher ſtrengen Diät unterwarf ſich der Leidende, — Er, der ohnehin in keinem Stücke zu den Unmäßigen gehörte! — Alles umſonſt! Schien bisweilen auch ein neuverſuchtes Mittel Hülfe zu verſprechen, ſo erfüllte doch keines die Hoffnung für die Dauer. Der Freund fühlte, daß er auf Geſundheit und langes Leben verzichten müſſe, — und er that es mit bewundernswerther Seelenſtärke!

Von ſeiner Krankheit zu ſprechen und über ſeine immer vermehrten Leiden zu klagen, vermied er gefliſſentlich. Sein Aeußeres verrieth nichts, ſo lange er in ruhender Stellung blieb. Er ward weder magerer, noch verlor ſein Auge das geiſtvolle Feuer, oder ſeine Wange die friſche Farbe. Im Geſpräche ſtimmte er ſich leicht heiter, ja ſcherzhaft und fröhlich. Mancher Durchreiſende, der ihn als Schriftſteller lieb genug gewonnen hatte, um ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu wünſchen, verließ ſein Arbeitsſtübchen ohne zu ahnen, daß er ſo eben einen unheilbaren Kranken beſucht habe.

Unter allen Entſagungen, die ihm ſein körperlicher Zuſtand auferlegte, hat ihn vielleicht keine tiefer geſchmerzt, als der Verluſt jener Genüſſe, die er ſonſt bei weiten Spaziergängen, Berge und Thäler durchſtreifend, gefunden hatte. Es blieb ihm nur ein ſchwacher Erſatz

dafür. Sein Pferdchen, — ein alter geduldiger Schimmel, der faſt bis ans Ende bei ihm ausdauerte, trug ihn täglich, ſelbſt bei unfreundlicher Witterung, hinaus in ſeine liebe Natur, — ſeine echte Muſe! Die drei Kinder begleiteten ihn gewöhnlich auf dieſem Spazierritt; zuweilen auch ein Freund, — und für dieſen war es rührend, die zärtlichen Blicke zu beobachten, die der arme Kranke auf ſeine Lieben herabſendete, welche ohne Sorgen luſtig vor ihm herjubelten.

Die väterliche Erziehung, — zwar auf die innigſte Liebe, aber doch auch zugleich auf ſtrenge pädagogiſche Regel gegründet, — ſchien trefflichen Erfolg zu verſprechen. Luiſe, die älteſte Tochter, reifte in Anmuth zur ſchönen Jungfrau heran; das Brüderpaar bedurfte, — wie es denn in jener Periode ſchneller kräftiger Entwikkelung immer Noth thut, — einer ernſteren Einwirkung und Leitung; doch gaben Geiſt und Leib erfreuliche Anzeigen eines gedeihlichen Wachsthumes. Was den Vater vorzüglich erfreute, war die Bemerkung, daß ſich bei ihnen, faſt ohne allen Unterricht im Zeichnen, ein vielverſprechendes Kunſttalent zu entwickeln anfing, welches bei dem älteren Karl ſich mehr auf das Landſchaftliche richtete; Anton, der jüngere, kaum zehnjährige Knabe, erregte bald Aufſehn durch ſeine treffliche Anlage zum Portrait=Malen. Mit dem klaren kindlichen Auge, aus dem des Vaters Geiſt hervorleuchtete, wußte er das

Charakteriſtiſche der Geſichtsbildung rein aufzufaſſen, um ſie mit flüchtiger, ſchon recht feſt werdender Hand in Kreidezeichnung darzuſtellen. Erſpähte Anton irgendwo einen Kopf in der Stadt, der ihm des Zeichnens werth ſchien, ſo war die Sache kurz abgethan. Ehe ſich's der Eigenthümer der auserwählten Phyſiognomie verſah, trat der kleine freundliche Künſtler mit der Mappe unterm Arme herein und brachte ſein Wort vor. Gewöhnlich ſchloß der Antrag mit dem wirkſamen Zuſatze: „mein Vater läßt Sie auch gar ſchön bitten, Sie möchten mir doch auf ein halbes Stündchen ſitzen.“ Was war da viel einzuwenden? Man hieß das Meiſterlein, das ohnehin allgemein beliebt war, freundlich willkommen; den Stuhl hatte er ſelbſt ſchon zurecht gerückt, und Mancher ſetzte ſich auf der Stelle gutmüthig hin, der vielleicht keinem andern Maler dieſe langweilige Gefälligkeit erzeigt hätte. Doch es ging ſchneller ab, als er's gefürchtet! Hatte der Kleine nur die Grundzüge auf dem Papier, ſo packte er mit großer Beſcheidenheit ſeine Studien in die Mappe, dankte höflich für die Bereitwilligkeit, und vollendete dann das Bild daheim für ſeine Sammlung.

Viele dieſer Blätter haben ſich noch erhalten, beſonders hebt ſein Bruder Karl eine Sammlung derſelben zu ſeines Antons Andenken auf. Denn leider ſollte auch dieſe ſchöne Knoſpe hienieden nicht zur vollen Blüthe

aufbrechen! Anton folgte an einer unheilbaren Drü- ſenkrankheit, die in Abzehrung überging, dem vorange- gangenen Vater bald nach. Auch die traute Tochter Luiſe ſtarb in der vollen Jugendblüthe (1825) als zärt- liche Gattin und Mutter zu Salzungen, einer S. Meining'ſchen Landſtadt, wo ſie an einen wackern Predi- ger verheirathet war. — Wagners ſchönſte Hoffnungen hatten auf ſeinen Kindern geruht; in ihnen der Erde fortzuleben, war eine labende Ausſicht an der Grenze ſeines irdiſchen Daſeyns, und ſie wurde ihm durch keine trübe Ahnung verbittert, denn er ſah die Geliebten um ſich her kräftig aufblühn, während er langſam verſiechen mußte.

Selbſt für ſeine eigne Geneſung wollte zuweilen ein Fünkchen der Hoffnung neu anglimmen, wenn etwa eine bisher unverſuchte Arznei, der ermuthigende Zuruf eines Freundes, oder wohl gar eines berühmten Arztes, die Krankheit zu beſchwören ſchien; allein der Erfolg be- ſtätigte niemals die neuerregten Erwartungen, und bald gab es für den Patienten keinen wirkſamen Zauberſpruch mehr, den finſtern Dämon zu verjagen, als geiſtige Be- ſchäftigung in unabläſſiger Arbeit.

Die oben umſtändlicher erwähnten Werke beweiſen hinlänglich die raſtloſe, ja ſogar die heitere Thätigkeit ſeines Geiſtes und den ungehemmten Schwung der Phan-

taſie, während der halbgelähmte Körper ſich mühſam fortſchleppen mußte.

Alles, was ſich auf Kunſt bezog, und ihre Fortſchritte im Großen wie im Kleinen nur irgend zu fördern ſchien, gewährte ihm labende Erholung und ein wohlthätiges Vergeſſen ſo vieler, nun verbitterter Lebensgenüſſe. Recht glücklich fand ſich gerade damals in Meiningen eine große Liebhaberei für geſellſchaftliche dramatiſche Unterhaltungen, zu welchen ſich mehrere Theater-Freunde um ſo lieber vereinigten, da ſie auf Wagners Mitwirkung rechnen durften. Er übernahm es mit Freuden, die Wahl der Stücke leiten zu helfen, und die Hauptrollen der Mitſpielenden recenſirend zu überhören, wobei ihn Zeit und Mühe nicht reuete, wenn er ſich nur zuletzt einer gelungenen Aufführung erfreuen konnte. Man hätte bei ſo günſtigem Zuſammentreffen der Verhältniſſe ſehnlich gewünſcht, ein neues kleines, den Kräften der Geſellſchaft angemeſſenes, Schauſpiel vom allgemein geehrten vaterländiſchen Dichter ſelbſt auf die Bühne zu bringen; doch hier ſchien alle Ueberredungskunſt zu ſcheitern; — vielleicht, weil das frühere Mißlingen im Beginne ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn eine unbeſiegbare Abneigung gegen ſpätere Verſuche erzeugte. Doch hatte er einmal (im J. 1808) den Bitten der Geſellſchaft nachgegeben, und faſt zugeſagt, für den 17ten December (den Geburtstag Herzog

Bernhards,) ein Schauſpiel zu dichten; aber wenige Wochen vor der beſtimmten Aufführung forderte er mich bei unſrer Freundſchaft auf, ihm dieſe Arbeit abzunehmen, da er den heftigſten Widerwillen gegen eine dramatiſche Kompoſition nicht zu überwinden vermöge. — Nur eine ſo kräftige Beſchwörungsformel konnte mich zu einem Verſuche zwingen, welcher (mit Ausnahme einiger kleinen aſcetiſchen, nur wenigen einheimiſchen Leſern gewidmeten Arbeiten) mein erſter ſchriftſtelleriſcher war. — So geringfügig dieſe Erwähnung dem Publikum ſeyn mag, ſo wichtig iſt ſie mir, deſſen äſthetiſche Fortbildung und vielfältige, — oft ſo tröſtende! — Genüſſe wahrſcheinlich allein von der Uebernahme jenes Freundſchaftsdienſtes abhingen. Ohne den ermunternden Beifall, welchen mein Freund dem ſo entſtandenen Werklein ſchenkte, hätte ich mich wohl ſchwerlich jemals als äſthetiſcher Schriftſteller hervorgewagt. Seltſamer, vielleicht unverantwortlicher Weiſe hatte ich zum Stoff meines zweiaktigen Stückes eine Fortſetzung von „Menſchenhaß und Reue“ gewählt, welches damals kurzvorher mit beſonderer Liebe eingelernt und mit ausgezeichneter Wirkung gegeben worden war. Dieſe Wahl allein tadelte der Freund, und gewiß mit Recht. *)

*) Das kleine Schauſpiel iſt unter dem Titel „die Wiederkehr“ in den Buchhandel gekommen. (Hildburghauſen b. Keſſelring 1809.)

Nächſt den theatraliſchen Erquickſtunden behaupteten längſt ſchon die muſikaliſchen den erſten Rang. So lange es ihm bei der vermehrten Schwierigkeit, Treppen zu erſteigen, nur irgend möglich war, verſäumte er keine Konzertprobe im herzoglichen Schloſſe, und ſein feines Kennerurtheil leiſtete der Kapelle bei ihren Aufführungen treffliche Dienſte. Auch da, wo in Beurtheilung eines Werkes ſehr verſchiedene Anſichten ſtatt fanden, entſchied gewöhnlich Wagners Endurtheil; — z. B. bei der Beethoven'ſchen großen „heroiſchen Symphonie," wozu faſt ſämmtliche Geiger und Bläſer in der erſten, nothwendig ſehr unvollkommenen, Probe bedenklich den Kopf ſchüttelten, und geneigt waren, die Kompoſition für höchſteraltirt, und folglich für verfehlt, zu halten: nur Wagner erhob ſich mit Enthuſiasmus aus ſeinem Lauſchwinkel, erklärend: „Dieß ſey das größte und ſchönſte Werk, welches in dieſer Gattung jemals geliefert worden; und er gehe jede Wette ein, daß Alle nach der dritten Probe ſeiner Meinung ſeyn würden." In der That behielt er Recht! Mitten unter dem Unvollkommenen, Fehlerhaften der erſten unvorbereiteten Aufführung hatte er den wahren inneren Gehalt glücklich herauszuhören verſtanden.

Um ſein tiefes Gefühl für jene edle Kunſt genauer zu würdigen, muß man, außer ſo manchen, hier und da in ſeinen Schriften zerſtreuten Aeußerungen und

Schildereien, (wie z. B. die der herrlichen Scene von Minellis Muſik auf dem See im „Wilibald", und von Mathildens erſtem Konzert,) beſonders auch ſein „ABC" nachleſen. Da heißt es unter anderm:

„Großer guter Gott! Mein halbes Leben war Geſang! Meine meiſten durchwachten Nächte konnte ich in Symphonieen umherwandeln, und oft weckte mich meine eigne Stimme aus einem melodiſchen Traume zum andern. O Vater! wie hoch beglückt oft deine Allmacht ein unwürdiges Geſchöpf! Möchte doch auch meinen Söhnen noch dasſelbe Talent zu Theil werden, zu dem ich ſie oft mit Rührung hinwies. So vermag ich auf dem Gipfel eines Berges Beethovens Symphonieen, — und vorzüglich die heroiſche, die ich nach dreimaligem Anhören von Takt zu Takt auswendig wußte, — mir ſelbſt ganz vollſtändig zu geben. Ja, noch mehr: ich vermag einen muſikaliſchen Freund, der ſie noch nicht kennt, in Rückſicht auf die Harmonie damit bekannt zu machen. *) — So trage ich Haydn's ganze Schö-

*) In einer, ſich übrigens ſehr gütig und freundlich beweiſenden Recenſion der „Briefe über den D. E. W." (ſ. Leipz. Lit. Zeit. 1827. Nr. 52.) bemerkt der geehrte Rec. zu der obigen Stelle: „Hier hätte der ... Herausgeber zugleich als Erklärer einer, aus dem Fibelſchützen mitgetheilten Stelle auftreten ſollen. Denn was Wag-

pfung in meinem Herzen, und kann jedem Muſiker, welcher ſie kennt und liebt, ſtundenlange höchſtangenehme Erinnerungen daraus geben, ſobald er nur den Text ſelbſt weiß und mitſpricht, und übrigens ſich nicht von Nebendingen ſtören läßt — z. B. davon, daß in den

---

ner in derſelben von ſeinem muſikaliſchen Talente ſagt, iſt ſo wunderbar, daß man es, ohne eine kleine Selbſttäuſchung Wagner's anzunehmen, kaum glauben kann."

So aufgerufen, glaube ich allerdings über das bewundernswürdige muſikaliſche Gedächtniß Ws. ein beſtätigendes Zeugniß hinzufügen zu müſſen. Mehrere Muſiker der Meininger Hofkapelle, welche zugleich Freunde des Dichters waren, könnten es bekräftigen, daß man ihm, — ſelbſt aus lange nicht gegebnen Symphonieen, ſobald ſie nur ſeine Aufmerkſamkeit hinlänglich in Anſpruch genommen — nur einzelne Stellen andeuten durfte, ſo gab er ſogleich ſingend und pfeifend die richtige Folge. Sein ſeltenes Talent, mit völliger Beherrſchung der Stimme, verſchiedenartige muſikaliſche Töne nachzubilden, ja manche zuſammenklingen zu laſſen, unterſtützte ihn bei dieſem ſeltſamen Wiedergeben des Gehörten; wo Mittelſtimmen charakteriſtiſch hervortraten, wurden ſie wenigſtens angedeutet, und das Orcheſter in nuce gerieth bei ſolchen Aufführungen in ſolches Feuer, daß man es allerdings belächeln, mehr aber noch

Chören meine Finger oder Füße die Paukendienſte verrichten. — Dabei muß ich anmerken, daß ich vom Chore „dich beten Erd' und Himmel an" mir ſelbſt immer nur einzelne kleine Stellen **laut** wiederzugeben vermag — aus Rührung."

* *

bewundern mußte. Daß er dann **ſelbſt** in lebendiger Phantaſie die gedachte Muſik vollſtändig **hörte**, (gleich einem großen Komponiſten während er ſein Stück niederſchreibt,) läßt ſich glauben; auch möchte das Kunſtſtück ſeiner vollen Wirkung **bei dem Kenner**, ſofern ihm jene Muſik nicht fremd war, ſchwerlich verfehlt haben: daß aber bei dem Glauben des Dichters: „er vermöge ſelbſt den, **der ſie noch nicht kannte**, in Hinſicht der Harmonie damit bekannt zu machen" — eine leicht zu erklärende Selbſttäuſchung eingewirkt habe, getraue ich mir nicht, zu leugnen. Manche Phantaſiebilder machten auf ihn einen ſo lebendigen tiefen Eindruck, daß er ſie ohne Weiteres auch bei Andern, weniger Phantaſiebegabten, vorausſetzte. — Einen merkwürdigen Beleg hiezu liefert diejenige Beilage der „Reiſen in die Heimath" welche überſchrieben iſt: „**der Umlauf des Jahres**"; — wozu vielleicht kein einziger Leſer in ſeiner eignen Seele ein irgend entſprechendes Bild aufzufinden vermag.

Anm. d. Herausg.

Als die Beſuche der Konzerte unterbleiben mußten, erkundigte er ſich wenigſtens fleißig nach dem Neueſten und Schönſten der damaligen Erzeugniſſe großer Tondichter. Dieſe Erkundigungen führten eine mir unvergeßliche Stunde herbei.

Es war ein ſtiller milder Herbſttag, wo ich zufällig, als ich gerade Wagnern beſuchte, ihm die prachtvolle Schönheit eines neueingeübten Beethovenſchen Werkes (der „Paſtoralſymphonie,“) rühmte, und ſo gut ichs vermochte beſchrieb. „Ach Gott! ſeufzte er: könnt' ich's doch hören!“ — „Und ſollte das unmöglich ſeyn?“ erwiederte ich. „Der Schimmel bringt dich in den Schloßgarten unter die Fenſter des Muſikſaales. Werden dieſe geöffnet, ſo entgeht dir bei der ſtillen Luft gewiß ſelbſt das leiſeſte Piano nicht.“ — „Ja! rief er freudig: ſo iſt's möglich!“ und beſtellte ſogleich das treue Roß, während ich vorauseilte, um den Muſikern die frohe Nachricht zu bringen: unſer alter „Kunſtfreund“ höre ihnen im Garten zu. Alle liebten ihn und gaben ſich nun um ſo mehr Mühe, ſo daß das unvergleichliche Stück faſt noch mit größerem Fleiße, als ſelbſt bei der Haupt-Aufführung im Hofkonzerte gegeben wurde. Ich ſtand am offenen Fenſter und verſtändigte mich mit dem unten haltenden Reiter durch allerlei Winke über ausgezeichnete Stellen. Aber bald unterblieb auch dieſes leiſe Geſpräch; denn eine tiefe Rührung hatte ſich, des ent-

zückten Freundes bemeiſtert. Seine Thränen floſſen reichlich — und wie hätte ich da noch die meinigen zurückhalten können! — Seine überſtrömenden Augen waren nach Oſten, nach jener Gegend hingewendet, wo — nicht weit entfernt — der Friedhof lag. — So gab mir mein geliebter armer Freund das Bild eines dorthin heimkehrenden Pilgers, der jetzt nur noch eine kleine Weile auf der letzten Strecke des Weges anhielt, um noch etwas Schönes aus dem lichten, lieben Leben hinüber in die dunkle Nacht des Grabes mitzunehmen. — Es war die letzte große Muſik, die er hörte! —

Aus des Dichters Begeiſterung für die Kunſt in jeder ihrer Richtungen, entwickelte ſich eine Idee, die er mit ſteigendem Eifer verfolgte und allmälig zur liebſten Hoffnung ausbildete. Bei der ſichern Ausſicht auf ein kurzes Erdenleben wollte er nicht gern ſcheiden, ohne auch für's größere Vaterland etwas recht Würdiges, dauernd Wohlthätiges in Anregung gebracht, und — ſo weit dieß vom einzelnen, in allen Mitteln beſchränkten Privatmanne abhing, — geſtiftet und feſt begründet zu haben; darum ergriff er als Kranker mit neuer Wärme den Plan, auf welchen er in den „reiſenden Malern" hingedeutet, den er aber eigentlich noch weit früher in der Fülle ſeiner Jugendkraft erzeugt hatte: den Plan zur Gründung einer allgemeinen deutſchen Kunſtſchule. Bereits im J. 1803 übergab er den

Entwurf desſelben einem ſeiner geehrteſten Gönner, und ein, dieſer Zuſendung bald folgender Brief iſt wohl in jeder Hinſicht ſo bezeichnend für Wagners edle Kräftigkeit, daß wir das Weſentlichſte des Inhaltes hier mitzutheilen uns gedrungen fühlen:

„.... In der Hoffnung, daß vielleicht nunmehr mein Mſpt. einiger gnädiger Blicke gewürdigt worden ſey, — daß alſo nun meine Idee, und zugleich der ganze Menſch, (der hier, mit allen ſeinen Verzeihlichkeiten und Schwächen, von jener ſo unzertrennlich iſt) offen vor den Kennerblicken daliege, möchte ich jetzt noch einmal alle jene geheimnißvolle Macht, womit ein Herz zu rühren und rührend zu bitten vermag, aufbieten, um Ew. ꝛc. hier gewiß alles vermögenden Schutz für mein Vornehmen, und das damit ſo nahe verwandte Glück meines Lebens zu erflehn. Ach, wohl möchte ich die tiefverborgenſten Quellen unſres Sprachreichthumes aufſuchen; — die wertheſten Momente aus Ihrer Kindheit, gnädiger Herr, möchte ich zu Hülfe rufen und die heiligen Bilder der Vergangenheit, — ja, ſelbſt das Geliebteſte vom Leben, das ſchöne ſanfte Bild Ihrer verehrungswürdigen Gemahlin, möchte ich um freundlichen Beiſtand beſchwören, wenn ein Geiſt wie der Ihrige — beſtechbar wäre!

Ueberlaſſen Sie mein kleines liebes Werk nicht dem verſchlingenden Strome der Vergeſſenheit zum Raube!

Sey auch der Bau meines Planes in Rückſicht auf äuſere Beſtimmtheit und auf das Techniſche noch mangelhaft, ſo wird er deſto leichter auf jede wirkliche Stadt anzupaſſen ſeyn. — Sey die Rechnung auf den Gemeingeiſt auch hier und da bei unſern kaltgewordenen Deutſchen trüglich, ſo iſt ſie doch im Allgemeinen nach den vernünftigſten Reſultaten der Menſchenkunde gezogen, und muß alſo auch in der Summe ſehr wenig fehlen. Wahrlich, unter dem Panier des Glaubens und der Beſtändigkeit rief ſchon mancher muthige Menſch zuletzt: c'étoit un songe, mais mon songe n'étoit pas mensonge! — Nur der ſchwere Anfang iſt einzig der Obrigkeit möglich; — aber mit ihm iſt auch zugleich jener unterirdiſche Zauberpilz gefunden, welcher Herzen und Seckel für die Kunſt magiſch erſchließen wird."

„Möchten mir doch die Götter dieſer Erde nur ein Weniges zur Friſtung meines Lebens, (damit der Rauch des eignen armen Herdes nicht zu früh verſiege,) und ein Jahr Zeit (zu Beendigung meines Kunſtſtudiums, inſoweit es noch zum Plane nöthig iſt,) gnädig gewähren; und meine echten deutſchen Brüder würden gewiß mich dann nimmer — nimmermehr, wie Feigherzige, im Stiche laſſen! Ihre Zahl iſt ja vielleicht tauſendmaltauſend! — Noch blüht mein Leben in voller rauſchender Kraft; und bis es ermattet, und bis der letzte Hoffnungsquell mit der letzten Thräne um das un=

erreichbare Ziel verſiegt, ſoll doch die Seele getreu und liebend nach jenem ſchönen Ziele ringen!“

„Worte des Dankes, mein gnädiger Beſchützer, ſind Kinder der Armuth; aber das Herz kennt einen Reichthum, welchen nur Wünſche und Thränen ausſprechen. Selbſt die Kunſt dankt nur in Geſängen und verſinnlichten Gedanken; aber ſchon ſo macht ſie das Leben ihrer Freunde zum blüthenvollen Tempe!“

* . *

Dieſer ſo lange vorbereitete Plan trat nun endlich im J. 1808 als Beilage zu den „Reiſen in die Heimath“ vollſtändig ans Licht. Im voranſtehenden „Aufruf an alle Deutſche“ ſind treffliche Gedanken und Winke zerſtreut; faſt rührend für den Leſer drückt ſich darin der patriotiſche Eifer für deutſchen Ruhm und für die Förderung der edlen Kunſt in reiner, eindringlicher Herzensſprache aus. Das ganze Gebäude ſteht im Umriſſe vollendet da, und es fehlet bloß noch — am Fonds für die Baukoſten!

Enthuſiaſtiſchen, phantaſiereichen Menſchen gilt das aus Erdenkoth heraufgewühlte Silber, ja ſelbſt das „Lauſegold“ (wie es der liebe Dichter des allbekannten Weinliedes ſchimpft) ſo wenig, daß ſie um die Herbeiſchaffung desſelben ſich nicht ſonderlich kümmern, und ihre ſchwungreichen Plane durch den dummen trägen Mam=

mon nicht ſtören laſſen wollen. „Wie?“ fragte der für ſeine Idee Begeiſterte: „Es ſollten im großen deutſchen Vaterlande nicht wenigſtens hunderttauſend Männer leben, die für edle gemeinſame Zwecke nicht gern ein paar Thaler aufzuopfern bereit wären? — Gewiß hat es bis jetzt bloß am erſten kräftigen Anſtoß gefehlt! Laßt uns in Gottes Namen den Verſuch machen; es muß gelingen!“

Die vertrauteren Freunde ſchüttelten dazu theils bedenklich den Kopf, theils riethen ſie geradezu ab *); ja Manche fanden ſchon in der Idee des Planes etwas Krankhaftes: doch Wagner ließ ſich's nicht irren! Mit Aufopferungen, die für ihn allerdings bedeutend waren, ſuchte er das allgemeine Bekanntwerden des Vorſchlages zu bewirken. Da er nur wenige Freiexemplare vom Verleger bekam, ſo mußte er die Menge der Ausgetheilten baar bezahlen und hatte nach allen Seiten hin Briefe zu ſchreiben und portofrei zu verſenden; ſo daß er wahrſcheinlich jenen Theil der „Reiſen,“ der den Kunſtplan enthält, ſo gut wie umſonſt geſchrieben haben möchte; — Er, dem jener wohlverdiente Lohn für das ſorgenfreie Beſtehen ſeiner Familie ſo unentbehrlich war!

*) Manche, den Kunſtſchulplan betreffende inhaltreiche Bemerkungen findet man in den geſammelten Briefen der „Mittheilungen aus Ws. Nachlaß.“

Es fehlte anfangs nicht an Männern von Gewicht, welche, von dem Großartigen der Idee ergriffen, den Dichter darin beſtärkten. Selbſt einer der ausgezeichnetſten von Deutſchlands echten Bürgern und Schriftſtellern trug vielleicht dazu durch ſeine belobenden Briefe (die wir in den „Mittheilungen“ unter Nr. V. liefern,) nicht wenig bei. Im dritten dieſer Briefe (17. Dec. 1809) ließ der wackre Mann auf „baldige erfreuliche Nachricht“ hoffen; allein ſie wurde zu einer ſpäten, ziemlich unerfreulichen. Sie erfolgte erſt im November 1810; alſo am Ende eines Jahres, wo Preußens König und Volk einen großen Verluſt betrauern mußten. Und ſo wie in Berlin für den Kunſtſchulplan nichts geſchehen und nichts zu hoffen war, ſo verhielt ſichs allenthalben. Machten auch einige Fürſten (vor Allen der kunſtliebende Dalberg) Miene, ſich der Sache thätig anzunehmen; gingen ſogar einige einzelne Geldbeiträge vorläufig ſchon ein: ſo war doch in der öffentlichen Theilnahme weder Allgemeinheit, noch Kraft und Nachdruck zu erkennen, bis zuletzt nur noch des armen Wagners Stimme, wie die des Predigers in der Wüſte, allein ertönte, und nirgends Erwiederung fand. Da konnte der brave Kunſtfreund, der auf die großartigen Geſinnungen ſeines Volkes mehr, als ſchicklich war, gerechnet hatte, ſich's nicht länger verhehlen, daß die „Kopfſchüttler und Achſelzucker“ denn doch Recht behielten. Er lernte einſehen,

daß es einem armen deutſchen Dichter nicht gezieme, den mächtigen, hochmüthigen, metallherzigen Götzen der Welt mit ſeinem papiernen Zauberſtab herbeiwinken und bannen zu wollen. Weniger das Bedauern ſeiner dargebrachten Opfer, als ein gewiſſes Schämen und Bereuen des ſichtbaren Mißgriffs in der Beurtheilung der deutſchen Millionen, ſo wie in der ganzen Berechnung ſeines Bauriſſes, verbitterten ihm manche ſchöne Stunde. Wenn er ſich in der genialen Einleitung zum „Fibelſchütz" mit humoriſtiſcher Scherzhaftigkeit darüber herausläßt, ſo blickt gleichwohl die tiefe Kränkung immer noch deutlich genug hindurch. Eine ſeltſame Wendung der Sache legte ihm einen wehthuenden Dank da auf, wo die gehoffte allgemeine Theilnahme für die Kunſt ſich in einzelne Geſchenke für ihn auflöſ'te. —

Kaum war „Ferdinand Miller" beendigt und „Iſidora" ziemlich weit vorgerückt, als Wagner ſchon wieder zwei neue Werke begann. Das Eine, „Thalheim, ein Roman," ward zwar nicht bis zum Schluſſe, aber doch wenigſtens bis zu einem Punkte fortgeführt, wo ſich eine Ueberſicht vom Ganzen gewinnen läßt. Die Grundzüge desſelben, — obgleich hier und dort nur flüchtig entworfen, — ſind dennoch ſcharf und kenntlich genug angegeben; die Fabel iſt anziehend; die Ausführung bietet feine pſychologiſche Entwickelungen ungewöhnlicher Lebensverhältniſſe dar; ſo daß es dem Her-

ausgeber der geſammelten Werke des Dichters nicht wohl zu verzeihen geweſen ſeyn würde, wenn er dieſer letzten romantiſchen Arbeit nur obenhin hätte erwähnen, und nicht vielmehr das halb ausgeführte Gemälde in erkennbaren Umriſſen aufſtellen wollen. — Dieß geſchah in den früher erſchienenen „Briefen über den Dichter E. Wagner.“ Es hat aber das Fragment, ſelbſt in dieſer Geſtalt, ſo viel Theilnahme erregt, daß es nunmehr in den angefügten „Mittheilungen“ (unter Nr. II.) vollſtändiger gegeben werden darf.

Die Schwierigkeit leuchtet ein, in die Robinſonade, — einen ſo vielfach benutzten, ja faſt abgenutzten, Stoff, — noch jetzt neu anziehende Kraft zu legen, und man fühlet um ſo mehr mit Vergnügen, daß die Aufgabe geiſtreich gelöſ't worden ſey. Ein gewiſſes ſorgfältiges Ausmalen kleiner Umſtände und Ereigniſſe hielt der Vf. mit Recht gerade für dieſe Gattung der Erzählung unerlaßlich. Leſer, welche ſich noch der reizenden Unterhaltung bei ihrem alten Robinſon Kruſò lebhaft erinnern, werden auch bei unſerm Robinſon Thalheim manche umſtändliche Schilderungen aus dem Nothſtande des von der Welt Abgeſchiedenen nicht mit der gewöhnlichen breiten Romanen-Langweile verwechſeln, und am Schluſſe des Bruchſtückes gern geſtehn, der Dichter habe ſich weder in der Wahl ſeines Gegenſtandes vergriffen, noch auch würde er in der Behandlungsweiſe desſelben

hinter ſeinen früheren Leiſtungen weit zurückgeblieben ſeyn, wenn er das Ganze hätte vollenden dürfen.

Wenn Wagner dieſe Robinſonade mehr als ein leichtes Erholungsſpielchen der Phantaſie betrachtete, ſo widmete er einem andern unternommenen Werke deſto größeren Ernſt; — einem Werke, welches unter den übrigen am meiſten geeignet ſeyn dürfte, die damals vorherrſchende Stimmung ſeines Gemüthes zu bezeugen. Unter dem einfachen Titel: „Jeſus von Nazareth" wollte er nämlich eine treue Zuſammenſtellung der evangeliſchen Geſchichtsbücher verſuchen. Er that es nicht ohne Rathfrage bei einigen der ausgezeichnetſten Theologen. So z. B. wendete er ſich gleich anfangs an den ehrwürdigen Griesbach in Jena, der ihn auch, nach der Durchſicht einzelner Probeſtücke, mit aufrichtiger Anerkennung zur Fortſetzung ermunterte.

Ohne Zweifel war dieſe Schrift, in Beziehung auf ihren Verfaſſer, bei weitem die wichtigſte, die ihm aus der Feder, — oder wie ich eigentlich ſagen ſollte, — aus dem Herzen, gefloſſen war. Als er nun täglich jene heiligen Schriften vor Augen hatte, um den erhabenen Inhalt von allen Seiten zu erwägen und zu vergleichen — da ſchien ihm erſt das rechte Licht über den Reichthum ihres unerſchöpflichen Schatzes rein aufzugehn! Als Dichter, proteſtantiſchen Glaubens, — d. h. dem blinden entſagend, — war er doch der

Verſuchung vieler Gleichgeſtimmten unſrer romantiſchen Zeit nicht ganz entronnen; — der Katholicismus ſchimmerte ihm, nach ſeiner glänzenden Außenſeite, von einer gewiſſen poetiſchen Ferne her entgegen; und dieſe kleine Verirrung der Phantaſie wird der Kenner beſonders in ſeiner „Reiſe in die Heimath" hier und da ahnen müſſen. Dagegen gab es gewiß keine vollſtändigere Kur, als ein ernſtes fortgeſetztes Studium des Evangeliums! Wie vollkommen er ſich geheilt fühlte, das beweiſen die letzten Zeilen die er gedichtet, und mit welchen wir dieſes ganze Werk am würdigſten zu ſchließen meinten. (S. den Schluß von Nr. VI. der „Mittheilungen.")

Das göttliche Wort: „Suchet, ſo werdet ihr finden" bewährte ſich bei ihm auf das Herrlichſte. Von allen Freunden, die in der Folge während ſeiner peinlichen Krankheit die ſtille Geduld, unwandelbare Sanftmuth, Beſonnenheit und Geiſtesheiterkeit des Siechen bewunderten, gab es nur Einzelne, welche es wußten, wie unendlich viel er in dieſer Hinſicht ſeinem „Jeſus von Nazareth" verdanke.

Die einzelnen Abſchnitte der heiligen Erzählung theilte der Vf. von Zeit zu Zeit einigen Gelehrten und Freunden mit, welche dem Verlangen: das Werk mit ihren Bemerkungen zu begleiten, freudig entſprachen.

Das unvollendete Buch blieb zuletzt in den Händen eines Mannes, von welchem wir vor Allen einige nähere

Kunde einzuſchalten haben; theils um ſeines eigenthümlichen Werthes, theils um der innigen Freundſchaft Willen, mit welcher Wagner in ſeinen letzten Lebensjahren ihm ergeben war.

Der Freiherr Chr. von Truchſeß, ehemaliger kurheſſiſcher Major, gehörte zwar zu Ws. ſpäteren Bekannten, bald aber zu ſeinen Geliebteſten auf Erden. In ihm that ſich die Biederkeit und Kraft des echten alten Ritterthumes einem Jeden unverkennbar kund, der die hohe, breitſchulterige, kernfeſte Geſtalt mit den Idealen der Ritterzeit, z. B. eines Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen ꝛc. verglich. Ein treuer, feſter Muth, immer und überall für Wahrheit und Recht zu ſprechen, wie zu handeln; — ein gerades, geſundes, unbeſtechbares Urtheil über Menſchenwerth und Menſchenthat; — ein großartiger Sinn, nach welchem er den Geringſten Achtung bewies, wenn er ſich ihm als redlich und vernünftig bewährt hatte, — im Gegentheil aber auch den Vornehmſten verachtend mied, ſobald er die heiligen Forderungen der Humanität unerfüllt ließ; — eine höchſteinfache, herzliche Umgänglichkeit, wodurch er alle gemüthliche Menſchen, die ſich ſeinem Kreiſe näherten, unwiderſtehlich in denſelben hineinzog, um ihre Herzen ſich auf ewig zu gewinnen; — freie Selbſtſtändigkeit des Geiſtes, Feſtigkeit der Grundſätze, gebaut auf religiöſe und reinſittliche Ueberzeugungen; eine kunſtſin=

nige Liebe für die gelungenſten Geiſteserzeugniſſe deutſcher Schriftſteller, verbunden mit einer, ſich ſelbſt richtig leitenden Wahl und mit geläutertem Geſchmack bei ihrem Genuß: — alles dieſes ſind Eigenſchaften, wie ſie wohl nicht häufig ſich in Einem Manne vereinigt finden möchten!

In unabhängiger Wohlhabenheit bewohnte Truchſeß einen Ritterſitz ſeiner Ahnen, die Bettenburg, im K. Baiern'ſchen U. Mainkreiſe gelegen. Ein Haus von alterthümlichem Ausſehen, aber recht wohnlich eingerichtet, und beſonders von dieſem Bewohner im Innern ſinnig und geſchmackvoll ausgeſchmückt. Doch bleibt der ſchönſte Schmuck ſeines Schloſſes die unvergleichliche umliegende Gegend. Schon die hohe Lage auf dem Vorſprung eines Waldgebirgs bietet den reizendſten Fernblick in die fruchtreichen Niederungen gegen den Main hin; nicht minder anſprechend iſt die ſchöne Nähe; denn durch vieljährigen Fleiß hatte Truchſeß die Umgebung des Schloſſes zu einem großen Garten umgeſchaffen, worin Schönheit und Nutzbarkeit immer in Gemeinſchaft berückſichtigt, und keine über der andern vernachläſſigt worden. — Den meiſten deutſchen Pomologen iſt der Name Bettenburg nicht fremd; eine der vorzüglichſten Pflanzſchulen, beſonders für die mannigfaltigſten Kirſchen-Arten, hat ihn berühmt gemacht; ſo wie auch der fleißige Pfleger dieſer herrlichen Anlage gerade über

jenen ſchwierig zu bearbeitenden Theil des Obſtbaues das reichhaltigſte und gründlichſte, überall auf ſorgfältige vieljährige Erfahrung gebaute Werk geliefert hat. *)

Die Burg des edlen Ritters war vielbeſucht; — eines jener guten Häuſer, die des herausgehängten Schildes nicht bedürfen, um eine Menge Gäſte hineinzulocken. Läſtig wurden allerdings dem gutmüthigen Wirthe gar manche dieſer Beſuche: dagegen aber fand er ſich wieder reichlich entſchädigt durch wahren Seelengenuß, ſo oft Menſchen nach ſeinem Sinn und Herzen bei ihm einkehrten.

Ernſt Wagner hätte außer „Wilibalds Anſichten des Lebens“ kein andres Buch mehr zu ſchreiben gebraucht, um ſich dieſen geſchmackvollen enthuſiaſtiſchen Freund der ſchöngeiſtigen Literatur für immer zu gewinnen. Jener Roman hatte ihn ſo ſehr angeſprochen, daß er ihn ohne Weiteres für den beſten erklärte, den er jemals geleſen, und von nun an ſehnte er ſich auch nach

---

*) Der Freiherr von Truchſeß hatte Jahre lang an dieſem Werke gearbeitet, mußte aber zuletzt, da ſeine Augen an der beginnenden Staarkrankheit immer mehr litten, die Herausgabe durch einen ſachkundigen Freund, den Pfarrer Heim, beſorgen laſſen. Es iſt im J. 1820 im Cotta'ſchen Verlage erſchienen, und von Kennern als klaſſiſch in ſeiner Art anerkannt worden.

des Dichters perſönlicher Bekanntſchaft. Meiningen war ihm längſt ein lieber Ort geweſen, theils weil zwiſchen dem Herzog Georg und ihm ein feſtes Band wechſelſeitiger Achtung und Freundſchaft geknüpft geweſen, theils auch weil er zuweilen einen ſeiner vertrauteſten Jugendfreunde, den Staatsminiſter von Könitz, dort beſuchte. So machte ſich denn auch Wagners Bekanntſchaft leicht, und dieſer war entzückt vom neuen Bekannten.

„Er iſt ein Mann: — nimm alles nur in Allem!
Ich habe ſeines Gleichen nicht geſehn!"

antwortete mir Wagner aus dem Hamlet, als ich, — der Truchſeß früher gekannt, — ihm ſein Urtheil abforderte. Bald ward nun ein Beſuch auf Bettenburg verabredet. Wagner machte die Reiſe in Geſellſchaft des jungen Herzogs Bernhard mit mir, dem Führer desſelben, und einigen kleinen Spielgeſellen. *) Dieſer Ausflug, deſſen in mehreren Briefen der „Mittheilungen" erwähnt wird, gehörte ohne Zweifel zu den ſchönſten Genüſſen von Wagners letzten Lebensjahren!

---

*) Unter dieſen war der kleine Anton Wagner, den die Leſer vielleicht ſchon lieb gewonnen haben. Es war des holden Knaben erſte bedeutende Reiſe und daher ſein Entzücken grenzenlos.

Wir zogen am heiterſten Tage eines ungemein freundlichen Frühlings (1808) von Meiningen aus, und ſchon der Weg ſelbſt entzückte uns, wie vielmehr ſein Ziel! Das Angenehme der Fahrt durch lauter ſaftgrüne, von Buchenwäldern umkränzte Wieſengründe hin, die jetzt ihre vielfarbigen Blümchen eilig aufthaten; die würzig friſche Mailuft; die traulichen, mit Scherz und Ernſt wechſelnden Geſpräche; der Reiſejubel unſrer jungen Gefährten, — und dazu die Erwartung eines mehrtägigen Aufenthaltes bei unſerm würdigen Freunde, der — wir durften es glauben — unſrer Ankunft ſehnend entgegenſah: das Alles machte uns unbeſchreiblich glücklich auf unſrem Hinwege. War nur das Beſchwerliche des Ein- und Ausſteigens, — unvermeidlich anſtrengend für Wagners unbeholfenen Zuſtand, — jedesmal erſt überwunden, dann ſtimmte ſich in Kurzem die Unterhaltung wieder heiter, und Ernſt vergaß aller Leiden ſo vollkommen, daß er uns bald durch die anmuthigſten Erzählungen ergötzte, bald durch die gründlichſten Späße zu lautem Lachen reizte.

Die Genüſſe unſeres Bettenburger Aufenthaltes übertrafen die gehegten Erwartungen noch weit. In dieſem edeln Hauſe fügte ſich alles ſogleich in eine gewiſſe regelrechte Ordnung, durch welche der Gaſt ſchon in den erſten Stunden in ſeiner Heimath zu ſeyn glaubte. Der ganze Vormittag blieb unſrer freien Verwendung anheim-

gegeben. Jeder that nach ſeinem Gelüſte. Wagner ließ ſich gewöhnlich in den Garten herabführen, und blieb dort, mit der Schreibtafel in der Hand, am liebſten allein; ich durchſtreifte Feld und Wald, oder ſtöberte in der trefflichen Bibliothek umher; unſer ehrwürdiger Hausherr beſorgte ſeine Geſchäfte und bedeutende Korreſpondenz *); die jungen Freunde aber hatten mehr zu thun, zu laufen, zu ſprechen und zu veranſtalten, als wir Alle. Ein einfaches, aber köſtliches Mahl vereinigte uns endlich, und der ganze übrige Tag trennte uns nicht wieder. Ein Geſpräch über Literatur war unſerm Wirth der köſtlichſte Nachtiſch; eine ſchöne Erinnerung poetiſcher Genüſſe verdrängte die andere, und nicht ſelten mußte aus dem reichen Bücherſchatze des Freiherrn auf der Stelle etwas eben Beſprochenes herbeigeholt werden, zu erhöhtem gemeinſamen Genuß. Gegen den Abend hin gab's gewöhnlich einen Spaziergang durch die anmuthigen Pflanzungen des lieben Gärtners, wobei uns Ernſt

*) Außer dem Vergnügen, gute deutſche Schriftſteller zu leſen, kannte Truchſeß kein größeres, als an ſie zu ſchreiben. So ſtand er unter andern in Briefwechſel mit H. Voß, Rochlitz, von Houwald, La Motte Fouqué und mehreren befreundeten Dichtern. Fr. Rükkert war in ſeinem Hauſe immer ein willkommener, oft wiederkehrender Gaſt.

auf einem verſtändigen, geduldigen Rößlein begleitete, welches man mit großer Sorgfalt für ihn ausgeſucht hatte. Es bewährte aber auch vollkommen das Vertrauen, deſſen es nach langen Dienſtjahren gewürdigt worden; denn nur wenige Pferde möchten bei dem ſchreckhaften Unfall, der uns auf einem unſrer Spaziergänge betraf, gleiche Ruhe und Beſonnenheit bewieſen haben! Es war nämlich im Park des Schloſſes eine tiefe Waldſchlucht von einer Holzbrücke überbaut, welche zu einem ſchauerlich ſchönen Plätzchen, zur ſogenannten Todtenkapelle, hinüberführte. Die Namen aller hingeſchiedenen Freunde hatte der Stifter dort auf Denktafeln eingeſchrieben und weihte im einfach verzierten, von hohen Bäumen dichtüberſchatteten Raume zuweilen eine ernſte Stunde der Erinnerung an ſo vieles Erlebte, — Genoſſene, — Verlorne. Schon das Herzunah'n zu dieſem geweihten Tempelchen, deſſen Eingang der Genius mit umgekehrter Fackel bewachte, bereitete eine feierliche Stimmung vor, ſo daß wir alle ſchweigend hinter einander herzogen. Unſer Führer hatte zwar die Haltbarkeit der Brücke geprüft, gleichwohl aber den alten Birkenpfählen, über welche jetzt zum erſten Male ein Pferd ſchreiten ſollte, allzuviel getraut; denn als der knieſteife Reiter mitten darauf war, brachen einige morſchgewordene Hölzer; des Pferdes Vorderfuß trat durch — uns allen entfuhr ein Schrei des Erſchreckens: aber das

brave Thier kam nicht aus dem Gleichgewicht, — zog behutſam den Fuß aus der Spalte, und ſchritt dann vollends ſo ſchnell und ſicher hinüber, als hätte es weniger die Größe der Gefahr, als den unſchätzbaren Werth ſeiner Bürde geahnet.

Welch' ein Schreck; aber auch welches Entzücken! Der gerettete Dichter, glücklich am Tempel angelangt, blickte uns mit einem eignen Lächeln an, und klopfte dankbar den Hals ſeines treuen Pferdes. — Uns alle, die lieben Knaben nicht ausgenommen, überwältigte die Rührung, und kein Auge blieb trocken, als wir nun Hand in Hand vor den ſchwarzen Marmortafeln ſtanden, von welchen uns aus einer Reihe unvergeßlicher Namenszüge auch die des Herzogs *Georg* in goldner Schrift entgegenglänzten. „Nicht bloß, weil er ein guter *Fürſt*, ſondern weil er ein trefflicher *Menſch* war, ſteht ſein Name hier!" ſagte der hochherzige Truchſeß. —

Die ſchönen, idyllenartig verlebten Tage ſchwanden uns viel zu ſchnell! Unſer Freund ſchied mit der feſten Ueberzeugung, auch *ſein* Name werde bald auf jenen dunkeln Tafeln der Erinnerung ſtehen.

Die Hoffnung eines zweiten Beſuches der Bettenburg ging nicht in Erfüllung. Zum Troſte kam bisweilen der liebe Burgherr zu ſeinen, immer auf ihn harrenden Freunden nach Meiningen. Das Verhältniß zwiſchen ihm und Wagnern wurde von da an immer inni-

ger, bis zum brüderlichen „Du." — Er ſchrieb nichts mehr, ohne es vor allen ſeinem Bettenburger Freunde mitzutheilen; und ſein Urtheil wog ihm viele andre auf. So war Er auch im Beſitz des oben erwähnten unvollendeten Werkes: „Jeſus von Nazareth" geblieben; und erſt vier Jahre nach Ws. Tod erhob ſich unter ſeinen Freunden die Frage: „ob man nicht, mit Berückſichtigung der beigefügten, von H. Voß zuſammengeſtellten Anmerkungen dem Werke die letzte Feile geben ſolle, die der Vf. ſelbſt noch vermißt hatte, um es dann dem Druck zu übergeben?"

Unter meinen Papieren findet ſich ein Brief an Truchſeß, den ich in den „Mittheilungen" (unter Nr. V. 15.) deßhalb unabgekürzt aufgenommen habe, weil er meine Ueberzeugung auch gegenwärtig noch ausſpricht.

Es folgten auf dieſen Brief mehrere Verhandlungen des Gegenſtandes; aber das Reſultat neigte ſich dahin: „Wagners Mſpt. ſey in der gegenwärtigen Geſtalt, dem Willen des Verſtorbenen gemäß, nicht bekannt zu machen; ſondern es müßten zuvor die geſammelten Bemerkungen benutzt, und wo möglich das Ganze vollendet werden." — Das Mſpt. iſt nämlich noch nicht bis zum Beginn der Leidensgeſchichte des Heilandes durchgeführt.

Von den Freunden trug jeder Bedenken, es abzuändern und zu vollenden; ſo blieb es zurückgelegt bis jetzt, wo ich von Wagners Vertrauteren noch allein, —

wenigſtens abgetrennt von den Wenigen ſtehe, die in der Ferne leben. Ich darf es daher um ſo weniger wagen, dem Wunſche der hingeſchiedenen Freunde entgegen zu handeln; und ſo mag denn jene ehrwürdige Reliquie aus Ws. Nachlaß nur für ſeine Hinterlaſſenen ein erbauliches Andenken bleiben. Das Ganze iſt ſo geſtaltet, daß man nur ungern daran ändern, eigne oder fremde Meinungen hineinſtümpern mag. Am allerwenigſten getraue ich mir, bei dieſem Werke zu verbeſſern, was mein Freund entworfen, — oder zu vollenden, was Er begonnen hat. Nur einige Bruchſtücke des Mſpts. glaube ich, zur Bezeichnung der Darſtellungsweiſe, den Leſern ſchuldig zu ſeyn, und gebe ſie daher in den „Mittheilungen.“ (S. die Beilage zu Nr. V.)

Wir kehren von des Dichters unvollendeten Werken zu ſeinem vollendeten Leben zurück. — Denn glauben wir, der Sterbliche habe dann das Ziel ſeines irdiſchen Daſeyns erreicht, wann ſeine Gefühle und Triebe geläutert, — ſeine Kräfte durch Anſtrengung, Opfer und Leiden der Zeitlichkeit geübt und geſtärkt, — ſeine edleren geiſtigen Anlagen ausgebildet und auf das Göttliche, Ewige hingelenkt worden ſind: — ſo dürfen wir allerdings das Erdenleben unſeres Freundes, obwohl es im

vollen männlichen Alter ſchloß, dennoch für vollendet halten, zu unſerm Troſte!

Sein körperliches Siechthum ward ſtets bemerkbarer. Die ſo nothwendige Bewegung des Reitens hatte aufgehört, ſeit es dem Kranken nicht mehr möglich war, ſeinen alten treuen Schimmel zu beſteigen. Nur nothdürftig erſetzte dieſen empfindlichen Mangel die Fahrt im Wagen; aber auch dabei war das Ein- und Ausſteigen mit großer Anſtrengung verknüpft. Eine nicht hohe Treppe hinanzuſteigen, koſtete ihm faſt eine halbe Stunde Zeit; auf den letzten Stufen zitterte er vor Ermattung und der Schweiß floß ihm von der Stirne. Wie vieles mußte er ſich nun abermals verſagen, was ihn bisher noch erquickt hatte! An Beſuche bei ſeinen Freunden war gar nicht mehr zu denken; die kleinen Spazierfahrten zeigten ihm nur die lieben Berge von ferne, wo er ſonſt ſo glücklich geweſen war; ſelbſt das Schreiben fing an, öfter beſchwerlich zu werden. Gleichwohl hofften die Seinigen, daß er in dieſem bedauernswürdigen Zuſtande noch Jahre lang ausdauern könne; und ihre Hoffnungen wären vielleicht erfüllt worden, hätte ſich nicht am Schluſſe des Jahres 1811 eine neue ſchwere Krankheit dem älteren Uebel beigeſellt. Von dieſem traurigen Ereigniß giebt ſeine geliebte Tochter Luiſe dem Herrn v. Truchſeß in folgendem Briefe Nachricht:

D. 17. Dec. 1811.

Wir lieben Sie alle ſo herzlich und ſind von Ihrem Schreiben ſo ſehr gerührt, daß wir zu Ihnen nicht anders, als wie Kinder zu ihrem lieben Vater zu ſprechen wiſſen, und hoffen auf Verzeihung.

Nun wollen wir Ihnen ganz treu des Arztes Meinung, unſers Vaters Gefühl und ſeine Krankheit berichten. Es iſt ein Nervenfieber, welches mit heftigem Rheumatismus anfing. Gleich in den erſten Tagen fühlte unſer Vater, daß er ſterben würde; da er aber den gefährlichen dreizehnten Tag überlebt hatte, und jedermann ſagte, daß der Kranke ſich bei ſolchen Fiebern immer ſchlechter fühle, als es wirklich ſey, ſo faßten wir wieder Hoffnung, beſonders als es mit jedem Tage etwas beſſer ging.

Nun iſt aber ein ſehr übler Umſtand hinzugekommen; der Kranke hat ſich nämlich wund gelegen und leidet daran die fürchterlichſten Schmerzen. Es ſind ſchon einige tiefe Wunden da, und ſogar eine brandartige, welche ſchwer zu heilen iſt, da er ſchlechterdings in keine andere Lage gebracht werden kann. Heute glaubt der Vater feſter als je, daß er ſeiner von ihm ſehnlichſt gewünſchten Auflöſung nahe ſey.

Ach, gnädigſter Herr! Wenn man ſieht, was er leidet, und wie himmliſch gut und geduldig er dabei iſt, glaubt man ſein Beſſeres ſchon im Himmel und ſtimmt

in ſeine Wünſche ein. — Der Doktor meint, daß er wieder auf dem Weg der Beſſerung ſey, und daß ſich nach und nach alles heben werde ꝛc.

In der That war es den Bemühungen des geſchickten Arztes, Dr. Jahn, (auch als ärztlicher Schriftſteller rühmlich bekannt,) gelungen, die Kraft des Fiebers zu brechen; allein der Zuſtand des Kranken blieb gleichwohl in trauriger Hülfloſigkeit. Die Schmerzen an den wund gewordenen Stellen mußten ihm, bei der faſt unbeweglichen Steifigkeit des ſehr fleiſchigen Körpers, große Quaalen verurſachen, welche ſich aber faſt nur durch leiſe Seufzer ausſprachen. Männlicher, chriſtlicher, als Er, kann kein Leidender dulden!

Selbſt in der letzten Zeit ſchien bisweilen noch die Hoffnung einigen Raum zu gewinnen, wie ſie ſich in einem der folgenden Briefe Luiſen's an Truchſeß äußert:

„Schreiben und leſen kann unſer Vater noch nicht, doch grüßt er Sie mit einem Seufzer. Arzt und Chirurgus finden die Wunde beſſer ausſehend; die Schmerzen ſind vermindert.“

„In der vergangenen Nacht hatte er einen, für ihn und uns ſo ſchönen Traum! Es träumte ihn, ſeine Wunden wären ganz heil und er könne ſich leicht herüber und hinüber bewegen, und ruhte ſo ſanft. Ach,

wollte doch Gott, daß dieſer Traum bald in Erfüllung ginge! ꝛc.“

Den letzten Brief der guten Tochter vom 13. Januar 1812 theilen wir ebenfalls mit, da ſich in der kindlich einfachen Sprache desſelben das ſchöne Gemüth dieſer früh Vollendeten auf eine rührende Weiſe ausſpricht.

„Seit langer Zeit habe ich keine ſo herzliche Freude gehabt, als über Ihren freundlichen Vorwurf, daß ich Sie nicht hätte grüßen laſſen; denn ich ſah daraus, daß Sie ſich meiner noch erinnern. Es fiel mir zwar neulich nicht ein, Ihnen etwas ſagen zu laſſen; aber dabei war mir's doch, als ſtände der Freund meines Vaters vor mir, und bemerkte es, wie ich ihm danken wollte und keine Worte zu finden wüßte für die treue Liebe und Theilnahme an meinem geliebten Vater, die ſich in den ſchönen Briefen an meine Brüder ausſpricht.“

„Leider können wir noch immer nicht ſagen, daß es beſſer mit dem Vater gehe. Aller Anſtrengung iſt es noch nicht gelungen, die Wunden völlig zu heilen; doch wird's ja mit Gottes Hülfe endlich gut werden! Könnte der Vater nur erſt das Bette verlaſſen! Daran verhindert ihn aber die große Schwäche und die Geſchwulſt an den Beinen. Wenn die Schmerzen nachlaſſen, iſt er immer ſehr heiter, und dann läßt er ſich zuweilen einen Brief von ſeinen Freunden vorleſen. Den letzten von

Ihnen hat er mit großer Rührung angehört und den Brüdern aufgetragen, Sie zu grüßen."

„Wenn unſer ganzes Leben aus lauter Dank beſtände, ſo könnten wir doch der engelguten Antonie nicht vergelten, was ſie an uns gethan, wie treulich ſie uns beigeſtanden hat. Seit ungefähr vier Wochen hat ſie aber ſelbſt viel Plage, weil die kleine Karoline, die ſie erzieht, krank iſt."

„Bisher ſchrieb ich Ihnen, Gott weiß wie ungern! lauter Unangenehmes; vielleicht freut es Sie, nun zu hören, daß meine Brüder fortfahren, Fortſchritte im Zeichnen und Malen zu machen. Anton ſetzt jetzt die Raphaeliſche Madonna della Sedia in Paſtell, und es geräth recht gut; dabei kopirt er das ſchöne Bild der Königin von Preußen für die Frau Herzogin, und der Maler Schröder iſt damit zufrieden. Auch Karl*) beſſert ſich jetzt, beſonders im Erfinden der Landſchaften und malt ſie in Oel. Es iſt nur Schade, daß er hierin ſo ganz ohne Unterricht iſt!"

„Leben Sie tauſendmal wohl!"

*) Dieſer jetzt noch einzig zurückgebliebene Sohn Ws. bildete ſich, von ſeinem edlen Herzog auf das großmüthigſte unterſtützt, in Dresden zum Landſchaftsmaler aus. Von ſeinem faſt dreijährigen Aufenthalte in Rom kehrte er im Herbſte 1825 mit reicher Ausbeute und rühmlich vorgeſchrittener Kunſtbildung heim.

Die Freundin, deren Luiſe im voranſtehenden Briefe gedenkt, und deren vollſtändigen Namen wir, bei dem Andenken an die ſtille Beſcheidenheit dieſer edlen Seele, ohne ausdrückliche Erlaubniß nicht niederzuſchreiben wagen, — harrte aus bis an's Ende, welches ſich von da an unverkennbar näherte. Aber auch Luiſe war, nächſt der Mutter, als treue, faſt ſich aufopfernde Pflegerin für den Leidenden ein Engel. So nannte er ſie auch ſtets, und „Engel!“ war ſein letztes leiſes Wort. —

Unter den Thränen, welche am Morgen nach der Nacht des 28. Februars über die ſchnell verbreitete Nachricht von Ernſt Wagners Hinſcheiden gefloſſen ſind, waren vielleicht auch einige des Dankes, dem ewigen Befreier geweiht! Denn da, wo die Leiden der Erde ſo herb und unabläſſig drücken, wird das Verſinken in ihre Gräber zu einem errungenen Sieg, und die dunkle Pforte zum Triumphthor der befreiten Seele.

Des Freundes eigne Worte mögen hier ſchließen:

„So tritt denn hervor, du gute ſtille Geſtalt, die alles Irdiſche freundlich überſchattet. Laß mich dich einen Augenblick betrachten, du Bild des großen Schweigens in der Natur!“

„Ich habe mir den Tod nie als einen Genius, nie als ein Gerippe, nie als eine menſchliche Geſtalt gedacht, ſondern nur unter einem einfachen grauen Bilde, das ſich netz- und ſcheibenförmig in, und endlich über jedem ein-

zelnen Leben ausbreitet. Bei den Bildern der Griechen, Chriſten u. ſ. w. vom Tode habe ich immer eine gewiſſe Zerſtückelung, eine Unvollkommenheit oder Halbheit gefühlt. Denn du, ſtilles Bild, ſchieneſt mir nie Einem Volke, ſondern recht eigentlich der ganzen Erde anzugehören. Deine dunkelnde Scheibe, die allmälig mit und aus dem Leben emporwächſt, und endlich alles emporgewachſene Leben ſanft überdeckt, erſchien mir als ein Troſt und Schatten der Welt, nie als eine lebendige Geſtalt; — aber ein Schirm über allem Lebendigen; ein kühles Obdach, dem alles irdiſche Leben nach und nach ſanft zuwächſt und anſtrebt, bis es im letzten Zucken den ſtrahlenden Kern des ewigen Lebens frei geben muß. — Ich will in dieſer Vorſtellung von dir beharren, denn ſie thut meinem Herzen wohl."

„Breite denn auch leiſe und mild deine Schattenflügel über mich, wann es zum letzten Male ſchlägt, dieſes Herz, welches dem freundlichen Erdenleben viel tauſend warme Grüße bot und abgewann, und mitten unter tauſend Lebensgrüßen doch viel tauſend Seufzer zu deinem kühlen Schattenland und nach den Palmenauen des heiligen Vaterlandes ſandte! — Nie habe ich unmenſchlich dich gerufen; nie unmenſchlich dich geſcheut; denn du biſt ein Werkzeug in der Hand des Vaters! Er will — und du öffneſt mir mein Grab. Und ſiehe da — das Grab ſelber wird zum Schlüſſel des Lebens!"

* * *

In der Nähe des herzoglichen Parkes, wo Wagner oft gewandelt; dicht am reizenden Garten, welcher das Haus ſeiner fürſtlichen Wohlthäterin umgiebt, ſchläft unſer Freund in einem nun ſchon längſt eingeſunkenen Grabe.

Dort weilte vor einigen Jahren ein durchreiſender Dichter, der edle Matthiſſon, und gedachte des Vollendeten bei dem ſich öffnenden Blick auf den ſtillen Friedhof. In ſein Tagebuch ſchrieb er die herzlichen Worte, in welche ſo mancher Leſer einſtimmen wird:

„Ein ſchlummre in Frieden! riefen wir zur „Grabſtätte Ernſt Wagners hinüber, dem ich ſo gern „im Leben hätte begegnen mögen! Denn oft erhoben „ſeine Bücher meinen Geiſt und erwärmten mein Herz. „Unſer Vaterland hat wenige Männer zu verlieren, „welche, wie Er that, für den Genuß der ſpäteſten Nach„welt mit der Emſigkeit hinarbeiten, als wäre ſchon „Morgen der Tag der Erndte. Er war wie ſeine „Schriften. Ruhm und Segen der Aſche des echten „Deutſchen!“

2.

Mittheilungen

aus dem handſchriftlichen Nachlaſſe

Ernſt Wagner's.

I.

Frühere dichteriſche Verſuche.

1.

(Im März 1784.)

Liebe! ſüßes zartes Band,
Das die Menſchen bindet,
Biſt geknüpft von jener Hand,
So die Welt gegründet.

Ha! in meiner Lieben Arm
Fliehen alle Leiden;
Fliehet aller Erdenharm,
Kommen Himmelsfreuden!

Vorſchmack ew'ger Seligkeit
Giebſt du uns, o Liebe;
Und dort in der Ewigkeit
Iſt noch größre Liebe!

Nun, du lieber, lieber Gott!
Biſt ja ſelbſt die Liebe!
Dämmert einſt mein Abendroth,
Sterb' ich Dir — aus Liebe.

2.

An meine Freundin;

zu ihrem vierzehnten Geburtstage.

(1785.)

Ein zärtliches Wörtchen,
Und auch wohl ein Törtchen
So oben drein —
Nicht wahr, das wäre ganz fein,
Und wohl das Beſte
An deinem Feſte?
Jedoch die Zeiten
Sind leider ſchwer!
Ein andermal mehr; —
Jetzt nimm nur das Wörtchen.

Durch liebliches Grün
Des Lebens, bei Bächen
Durch blühende Flächen
Da wandle du hin!
Lieb' immer die Tugend;
Die Freuden der Jugend
Genieße mit Luſt.
Erhebe dein Herz
In Freud' und Schmerz
Aus jungfräulicher Bruſt.

Wie Nebel zerrinnen
Die Freuden der Welt.
Wem ſie nicht gefällt,
Der ſteigt mit den Sinnen
Zum Himmel empor, —
Zerreißet den Flor
Der Erde, und ringet,
Und kämpfet und ſchwinget
Zu Gott ſich hinauf.
Dein irdiſcher Lauf
Sey, Mägdlein, gerade!
Drum folge dem Pfade
Der Unſchuld nur nach:
Dann ſieh jenen Tag,
Das Ziel deiner Bahn,
Voll Freude ſich nahn,
Und erndte den Lohn
Der Tugend, den du
Erwarbſt, in der ewigen Wonne und Ruh.

(Die Abſicht, in welcher dieſe beiden kleinen Stücke mitgetheilt worden, iſt in den „lebensgeſchichtlichen Nachrichten" näher bezeichnet. Sie ſollen bloß den geiſtigen Standpunkt andeuten, auf welchem unſer Freund in ſeinem Uebergange vom Knaben zum Jüngling geſtanden habe.) A. d. Herausg.

3.

Einige Scenen aus dem handſchriftlichen Luſtſpiele: „Die reiſenden Maler.“

(1801.)

Major Warneck; Schweizer und Brixenfels (im Geſpräch beim Frühſtück unter den Bäumen); Kunigunde (des Hofgärtners Tochter, ſtrickt in einiger Entfernung, auf der Gartenbank ſitzend).

Warneck. Wohl mag man Italien eine große Kunſtkammer nennen!

Brixenfels. Sehr richtig, Herr Baron! Und jede große Kunſtkammer iſt ein kleines Italien.

Warneck. Schön geſagt! Gut geſagt! he, he, he! — Wie lange waren Sie in Rom?

Brixenfels. Einen deutſchen Sommer und zwei Winter lang; — welches dort zu Lande ungefähr zwei Sommer und eben ſo viel Frühlinge betragen wird.

Warneck. Das jüngſte Gericht von Michel Angelo ſoll, wie die reiſenden Kenner behaupten, das beſte Stück in Rom ſeyn?

Brixenfels. Paſſirt! — Gleichwohl verſichre ich, Herr Baron, daß es nur ein bloßer, flüchtiger Ge-

danke iſt gegen das eigentliche Meiſterſtück, welches gleich daneben hängt.

Warneck. Das wäre! — Und wie heißt es? (Er ſchielt zuweilen nach Kunigunden hin, und ſucht vergebens ihre Aufmerkſamkeit auf ſeine Perſon zu lenken.)

Brixenf. Es iſt ein großes Oelgemälde, in Miniatur-Manier gemalt.

Warneck. Und das giebt wohl einem Oelgemälde ganz beſonderen Werth?

Brixenf. Natürlich! Männer wie Sie, finden das gleich von ſelbſt! — Was den Gegenſtand des Bildes betrifft, ſo ſtellt es ein feuriges Luftzeichen mit einem Windſtoß vor, den man zu hören glaubt. Im Mittelgrunde ein großes blaues Irrlicht — ſchauderhaft! Im Hintergrunde eine der reizendſten italieniſchen Gegenden, welche von einem hohen dunkeln Fichtenwald verdeckt wird.

Warneck. Hm! Sollte man dergleichen ſcharmante ungeheure Ideen für möglich halten!

Brixenf. Ich zweifle ſelbſt! — Wenn nun gleich einige Kenner das Bild bloß für ein allegoriſches Nachtſtück ausgeben. . . .

Warneck. Ah! Ich verſtehe!

Brixenf. . . . . ſo giebt es doch gewiß kein lichtvolleres Stück, wenn man es anzündet.

Warneck. (Verwundert.) Aber wie meinen Sie das?

Brixenſ. Es iſt nämlich auf ganz maſſivem Asbeſtleinwand gemalt, und wird bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten in Feuer geſetzt; wo ſich dann der ſpeiende Veſuv im Hintergrunde allerliebſt ausnimmt.

Warneck. Hm! hm! ei, ei! — Hätt' ich nur nicht in vorigen Jahren ſo verdammt viel mit dem Arrangement meiner Revenüen zu ſchaffen gehabt, ſo wäre ich längſt ſelbſt in Rom, um mich dort zum echten Kunſtkenner zu bilden. Das war immer ſo ein Leibgedanke bei mir!

Brixenſ. (Verbindlich.) Unterdeß haben ſich der Herr Baron zum Major gebildet; und das iſt auch nicht übel! Ueberdieß kämen Sie doch wohl immer noch zu früh in Italien an.

Warneck. (Aufmerkſam.) Wie ſo?

Brixenſ. Weil jetzt die franzöſiſchen Republikaner und hinter ihnen her die Ruſſen ꝛc. eine wahre Kunſtreformation dort vorgenommen haben; und wiewohl dabei manches gute Werk abhanden gekommen ſeyn ſoll, ſo hofft man doch allgemein, daß der gründliche Geſchmack aller dieſer Nationen Wurzel faſſen, und den träge gewordenen Italienern einen neuen Kunſt- und Kraftſtoß geben, — überhaupt eine neue Aera ſchaffen werde.

Warneck (der nicht mehr zugehört hat, zu Kunſ-

gunden). Und das ſchöne Kind nimmt keinen Antheil an unſerm intereſſanten Geſpräche?

Kunigunde. (Lächelnd.) Wer von den Herren würde dabei etwas gewinnen?

Warneck. Ich auf alle Fälle, mein Engelchen!

Brixenf. Es käme darauf an, Herr Major!

Warneck. Aber — wie meinen Sie das?

Schweizer (das Wort nehmend). Mein Freund meint nur überhaupt, daß wir uns alle leicht in der ſchönen Strickerin irren könnten. — Für jetzt, Herr Major, erlauben Sie, daß wir uns Ihnen empfehlen, um an unſre Arbeit zu gehn. (Seinem Bedienten rufend:) Raphael! Hole die Sachen herbei!

Warneck. Ohne Gêne, meine Herren! ohne Gêne! (Kunigunde packt ihre Arbeit zuſammen.) Auch ſchon fort, mein Engel? — Leben Sie denn wohl, meine Herren! Nächſtens beſuch' ich Sie in Ihrem Atelier. — Auf Wiederſehn!

(Ab.)

Schweizer. (Aergerlich.) Ein edles Vergnügen, ſich mit ſolch' einem Schranzen herumzuzerren!

Brixenf. (Lachend.) Wie gefällt dir meine Manier in der Konverſation? — Findeſt du nicht, daß ich ungemein zart perſiflire?

Schweizer. Iſt ſonſt warlich deine Stärke nicht! — Du war'ſt der leibhafte Fink!

(Raphael bringt Malergeräthe und entfernt ſich wieder.)

Brixenf. Es war auch nur ein bloßer Verſuch in Finks Manier! Wie ſoll man dergleichen faden Burſchen anders mitſpielen? — Hätteſt du mich nur gewähren laſſen! Gundchen hätte ihm auch noch ein paar Püffe mit auf den Weg gegeben. (Er kniet vor Kunigunden, ihre Hand küſſend.) Wieder ein Beſuch, der nicht den Künſtlern galt, ſondern Ihnen, meine ſchöne Muſe! — Was meineſt du denn zum Freier?

Kunigunde. (Lachend.) Reden Sie von einem Beſſern! und — (ſie ſchlägt ihn ſanft auf den Mund) nennen Sie mich nicht immer Du!

Schweizer. Sie hat vollkommen Recht! Vor einer Muſe ſoll man gehörigen Reſpekt haben.

Brixenf. (Blickt ſie zärtlich an.) O du holde Muſe! — Wie haſt du geſchlafen? — Erzähl' mir was von deinen Träumen!

Kunigunde. (Aengſtlich.) Stehn Sie doch auf! Dort kommt der Vater!

Erdmann. (Herzutretend.) Guten Morgen! — Wie? Gar ein Fußfall? —

Brixenf. Guten Morgen, beſter Alter! Entſcheiden Sie doch ſelbſt! Gundchen will ſich nicht Du von mir nennen laſſen. Iſt das recht?

Erdmann. Ich dächte doch! Aber (lächelnd) laß' ihn nur, Mädchen! Es iſt mir immer lieber, wenn unſre drei muntern Gäſte dich für ein Kind nehmen und duzen, als wenn da drüben die Herren von der Suite dich einen Engel ſchimpfen und den Pluralem gebrauchen.

Brixenf. O, über den braven, einſichtsvollen Vater! — Sieh'ſt du wohl, Gundchen?

Kunigunde. Schon wieder Du! — Billigt's denn etwa der Vater? Er will ja von zwei Uebeln bloß das kleinſte wählen! (Schnippiſch.) In der That ſeh' ich doch auch gar nicht ein ....

Jungfer Zehlein. (In der Thüre.) Gundchen, Gundchen!

Kunigunde. Gleich, liebe Tante!

Erdmann. Fort in die Küche, wohin du gehörſt! Tantchen hat ſchon lange nach dir gezankt.

(Kunigunde läuft ins Haus.)

Schweizer. Nun, alter Erdmann! Sind Sie Ihrer Miethleute bald ſatt?

Erdmann. Im Gegentheil: ich bin doppelt froh, daß ſie gerade jetzt bei mir wohnen, wo die Hofhaltung hier iſt. Gewiß hätt' ich ſonſt einigen Hofherren Quartier vorhalten müſſen; und die würden mir mein ſtilles Häuschen bald genug in ein Hotel verwandelt haben.

Brixenf. Wir machen denn doch mitunter auch ein wenig Lärm!

Schweizer. Zumal unſer luſtiger Fink!

Erdmann. Ach, ein herzensguter Mann! Damit hat's keine Noth! — Müßte man ſich nur nicht über ſeine eignen Leute oft halbtodt ärgern! Sie glauben es nicht, meine Herren, wie harthörig die verwünſchten Purſche ſind, trotz ihrer langen Ohren! — Da hatt' ich neulich mit der Prinzeſſin einen kleinen Streit über das Vergißmeinnicht. Ihre Durchlaucht wußten nicht, was doch alle Welt weiß: daß das franzöſiſche Germendrée das wahre cynoglossum omphalodes Linnéi, — hingegen ihr pensée, oder Vergißmeinnicht, nichts weiter als die viola tricolor, Linné, oder das Stiefmütterchen, iſt. Um ſie gründlich zu überzeugen, ſucht' ich noch zwei Pflänzchen auf und ließ ſie im Glashauſe treiben. Jetzt, wo ich denke, die Blümchen brechen auf, haben die verdammten Jungen mir Beide verkümmern laſſen! Aber ich bin ſchon auf dem Wege, Gericht über ſie zu halten!

(Ab.)

Schweizer. Ein wackrer Alter, — bis auf den Linné! —

Brixenf. Dir fehlt's an der wahren Toleranz. Jeder Menſch muß ſeinen Narren mit ſich herumtragen, wenigſtens in ſeinem Metier. Mir iſt Erdmann ein Ehrenmann; — ein großer Gärtner! da unter ſeiner Pflege

eine der ſchönſten Blumen auf Erden gedeiht, — die reizende Tochter; — wenn auch Ida ihre Bildung eigentlich vollendet. — Apropos! Merkſt du wohl etwas von der Blumenliebhaberei unſrer neuen Bekanntſchaft, des Majors?

Schweizer. Verſteht ſich wohl! — Aber dieſe ſauberen Blumiſten verſtehen's nicht, die reizenden Blüthen mit heiliger Leidenſchaft zu bewundern und ſich ihres zarten Duftes zu erfreuen, ſondern ſie wollen gleich jedes hübſche Blümchen pflücken und zerpflücken! Sie treiben ihre animaliſche Galanterie aus einer Art von régime; ſie geben das Laſter, wie Gartenluft oder heilſame Kräuter, für officinel aus. — Ein fataler widriger Menſch! Ein Geſicht, auf dem jede Muskel eine Untugend ans Licht zerrt!

Brixenf. Ereifre dich nur nicht; dergleichen Käuze muß es auch geben. — Aber ſieh! Dort kommt Fink durch die Allee hergewüthet! Der wird zanken, daß wir nicht auf die Ruine gekommen ſind, und ich habe aufs Neue Toleranz zu predigen.

Fink. (Mit einer Mappe unterm Arm.) Seyd Ihr's denn wirklich noch werth, daß Euch die Frühſonne hier in die gähnenden Geſichter ſcheint? — Habt Ihr mich nicht wieder einmal geärgert mit Eurer paſſiven Vegetation!

Schweizer. (Lachend.) Guten Morgen, Fink!

Fink. Bei dieſem himmliſchen Morgen! wenn ich dort auf den hohen, thränenwerthen Denkmählern der Vergangenheit alles Niedrige vergeſſe, mich wie ein Göttersohn in Licht und Glut und ſüßen Schatten berauſche, und der Geiſt ſeine mächtigen Flügel Helios Flammenwagen entgegen breitet ....

Brixenf. Ah! Nun kommt er in ſeine blühendſten Umſtände!

Fink. ... Da ſitzen ſie unterdeß beim Morgenpfeifchen; denken vielleicht darauf, Ovids Kunſt zu lieben mit Noten in usum Delphini zu ediren! (Zu Schweizern.) Da! Ich habe dir etwas mitgebracht, ob du's gleich nicht verdienſt. (Ein kleines Paket hinreichend.)

Schweizer. (Freudig.) Von meinem Onkel! (Er erbricht den Brief.)

Fink. Was wird's ſeyn, als neue Vorwürfe über deine alten Depenſen! — Ich läſe ihn flüchtig durch und — ſchickte ihn unerbrochen zurück.

Brixenf. Oho! Freund! Dein Witz ſcheint etwas müde geworden zu ſeyn auf dem langen Morgenſpaziergange; — wenn er ſich nicht gar in der Ruine ruinirt hat!

Fink. Könnteſt du doch deine platten Anmerkungen einmal mit fremden Ohren hören, gewiß! du würdeſt mich bedauern, der ich ſie täglich hören muß! — Ueberhaupt, um es mit Euch Beiden noch länger aus=

zuhalten und unter Einem Dache zu leben, — o, dazu gehört eine Liebe, ſo end=, grund= und bodenlos, wie die offenbare See; oder wie viele deutſche Heerſtraßen; oder wie die Aus=, Dar= und Widerlegungen der kritiſchen Philoſophie; . .

Brixenf. Oder wie deine Sätze; — deine wortreiche Genialität, oder deine geniale Silbenſtecherei!

Fink. Was? — Ich will meinen Zeitgenoſſen nichts von dem entziehn, was ihr rechtmäßiges Eigenthum iſt, ſo lange dieſe Zunge ſich noch in ihren Bändern bewegt. — Aber ich muß freilich jetzt kurz ſeyn, weil ich erſt frühſtücken will. — Zugegeben alſo, Ihr Beide wäret witzig, — hat man denn dieſe treffliche Eigenſchaft wohl je, wegen Eurer Verſtellungskunſt, an Euch bemerken können? Wozu damit hinterm Berge halten? Das Genie will Luft; ſein Reichthum ſtürzt ſich wie ein Bergſtrom in das ebene Land, — in ſolche ſtille Auen, wie Ihr ſeyd! Aber ach! wie mancher ſchöne Geiſt muß verſiechen und verkommen in unſrer platten Niederländerei, gleich dem romantiſchen genialen Rhein, ſobald er in Holland anlangt! (Ab ins Haus.)

Brixenfels. (Ihm nachblickend.) Guter, herrlicher Junge! — Könnt' ich dir doch Eines erſt geben: Charakter! — Er verſchwelgt ſeines Geiſtes Schätze in phantaſtiſcher Ueppigkeit; — und ach! dieſen Sinn verträgt die Kunſt nicht! ꝛc.

4.

Scene aus dem Luſtſpiele: „Der Triumph der Liebe.“

Herr von Steinach. Lenz.

Lenz. Auf unſerm Schloſſe wird's Gottlob! nicht ſo früh Tag, als bei Ihnen. Ich glaube, die Fräuleins ſind noch im beſten Schlafe begriffen.

Steinach. Ich wollte meinen alten General an ſeinem Geburtstage gleich beim Aufſtehen empfangen; darum kam ich ſo früh. Nun, wir plaudern indeß! Wie lebſt du, alter Sünder?

Lenz. (Achſelzuckend.) Schlecht und recht! Ich habe die Gegenwart zum Beſten, mokire mich über die Vergangenheit, und ſuche mich bei der Zukunft durch allerlei Poſſen zu inſinuiren.

Steinach. Schöne Grundſätze! — Aber ich kenne dich nun ſchon ſo lange als Kammerdiener, Lenz! — Deinen Kapacitäten nach, ſollt' ich meinen, könnte dich der General doch wenigſtens zu ſeinem Obereinnehmer machen?

Lenz. Die Leute ſagen, mein Durſt hindere mich im Avanciren. Den ſoll ich mir abgewöhnen. Aber es iſt ſo ein Erbſtückchen, lieber Herr! — Für den Erb-

durſt iſt noch kein Heilmittel, oder vielmehr kein Löſchmittel, erfunden! Um den ausgetrockneten See meines Lebens wieder ſchiffbar zu machen, muß ich ihn gläſerweiſe vollſchöpfen. Dazu gehört manche Flaſche!

Steinach. Nun ich muß dir das Zeugniß geben, daß der Verſtand doch wenigſtens immer noch obenauf ſchwimmt. Ich habe noch Niemanden auf eine ſo vernünftige Weiſe betrunken geſehn, als dich! — Aber wie wär's denn, wenn du heiratheteſt und ordentlich würdeſt?

Lenz. (Bedenklich.) Sollten's denn Seine Excellenz erlauben?

Steinach. Laſſe mich heute verſuchen, was ſich für dich thun läßt.

Lenz. Ich zweifle am Erfolg. Mir zürnt mein Schickſal unerbittlich. — Sie wiſſen es ſchon — ich habe ehedem einmal ſtudiert; — anfänglich Theologie. Dann ſattelte ich um, und ſetzte mich auf's hohe Pferd. Ich wählte die Philoſophie.

Steinach. Wohlgeſprochen!

Lenz. Das war mein Fach! O, ich habe dieſe Dame auf ihren geheimſten Schleichwegen belauſcht, und manches geſehn, was man einer ſo ehrbaren, ſtolzen Matrone gar nicht zutrauen möchte. — Zur praktiſchen Nutznießung der philoſophiſchen Schätze legt' ich mich dann auf Kameralwiſſenſchaften, und beſonders auf Oekonomie. Aber das war mein Unglück! Ich ſteifte mich

darauf, etwas Vollſtändiges über die wichtige Lehre von Weinproben zu liefern; ich machte vielfache Verſuche, um den verſchiedenen Grad der Geiſthaltigkeit der ſogenannten gebrannten Waſſer auszumitteln; und vor lauter Probiren kam's zu nichts Großem, Ganzem.

Steinach. Armer Studioſus! Hätten ſie dich, als du heimkehrteſt, nur auch hübſch in deinem Hauptſache examinirt!

Lenz. O das hätten ſie gekonnt! — Unter den Herren Examinatoren gab es Manche, die mein Studium von Grund aus verſtanden. Aber das Unglück wollte, daß ſie auf allerlei Nebendinge zu reden kamen: — kurz, ich fiel durch. Da wurd' ich wild. Nahe Verwandte hatt' ich nicht mehr; Geld noch weniger; ein junger hübſcher Kerl war ich bei alle dem: ſo fiel mir's denn ein, mein Glück auf dem Theater zu verſuchen.

Steinach. Kein übler Einfall! Auf deinem Wege und bei deiner Vorſchule hat's dort Manchem ſchon geglückt.

Lenz. Und dennoch war's abermals mein Unglück! Hören Sie nur wie mir's erging! —

Bei der kleinen Wandertruppe, zu welcher ich mich begeben hatte, mußte ich natürlich von unten hinauf dienen. Ich gab anfangs allerlei Beſtien, die ſich ohne einigen Menſchenverſtand nicht wohl auf's Theater bringen laſſen. Z. B. machte ich einmal im „verlornen

Sohn" das große Hauptſchwein, welches dem armen Lump die begehrten Treber verleidet, — ſo vortrefflich, daß mich einige Kameraden hinter den Kouliſſen umarmten.

Steinach. Ein vielverſprechender Anfang!

Lenz. Nun rang ich mich bald zur Menſchheit empor, und machte in Kurzem, wo nicht der Menſchheit, doch gewiß meiner Truppe, alle Ehre. Bald ſtellte ich, als ein alter Ritter, unverſehens meinem Nebenhelden ein Bein; — bald prügelte ich ihm den Panzer weidlich aus; — bald ſtach ich, als Hamlet, den alten Lauſcher rechts hinter der Tapete todt, und Er fiel liſtig, mir im Rücken, aus der linken Kouliſſenwand heraus. — Denn das war ſo unſre Manier. Was von dergleichen Stücken nicht geſtrichen wurde, das mußte ſich wenigſtens gefallen laſſen, traveſtirt zu werden. So zeigten wir Genie, und amüſirten.

Steinach. Ich glaube, Euer damaliges Publikum iſt heute noch nicht ganz ausgeſtorben.

Lenz. Es war eine gute Zeit! — Wir hatten auch eine Art von Geſchmack und Diskretion. Wurden wir in die Säle der Großen eingelaſſen, ſo gaben wir den Ausbub: — Adelheid von Wulſingen; Sachen von Stephanie, und andere gute Wiener Stücke. Sobald wir aber unter dem ſchönen heitern Himmel unſre Breter über leere Bierfäſſer hinlegten, da war uns Alles recht: Hamlet, Emilia Galotti, Egmont, Don Karlos . . . .

Steinach. Menſch! Biſt du bei Sinnen?

Lenz. O wir kannten unſer Publikum und trafen meiſtens das rechte. — Genug, wir hatten zu leben, und wußten daher auch zu leben. Da ich, als der Einzige, welcher echte Muſenmilch auf einer hohen Schule geſogen, natürlich bald die Seele und der Protagoniſt der Geſellſchaft werden mußte, ſo beſchloß der Regiſſeur meinen Sturz, um den ſeinigen zu vermeiden. Seine erſte Rache fühlte ich in einem kleinen Stück, worin ich den Theatertod zu leiden hatte. Es war mir ausdrücklich verſprochen, daß ich mit einem einzigen, behutſam geführten Streich darnieder geſtreckt werden ſollte; aber ich bekam unbarmherzige Prügel!.. (Man hört klingeln.) Horch! die Excellenz iſt auf den Beinen! — Ein ander Mal, Herr von Steinach!

(Eilt ab.)

Steinach. (Nachrufend.) Ich halte dich beim Wort, Alter!

II.

Thalheim

oder

die Liebe auf der wüſten Inſel.

Erſtes Buch.

„Ja, gute Mutter! Bald, bald bin ich wieder an deinem Herzen!“ — So rief der Kandidat Thalheim gerührt aus, indem er den mütterlichen Brief langſam wieder zuſammenfaltete und ſinnend emporblickte.

Er war der einzige Sohn einer reichen, oft aber kränklichen, Amtmannswittwe in dem gräflichen Gutsorte Feldberg. Der Graf hatte ihm vor Kurzem, weil er ſein theologiſches Examen mit Ruhm beſtanden, die eben erledigte Pfarrei ſeines Geburtsortes zugeſichert, und mit dieſer frohen Ausſicht war Thalheim, nach ſchon empfangener Ordination, jetzt auf einer Fußreiſe durch die Schweiz und Ober-Italien begriffen.

Dieſe Reiſe gehörte längſt zu ſeinen liebſten Wünſchen, und die noch übrige Zeit bis zum Amtsantritt verſtattete ihm gerade die nöthige Friſt dazu. In den ſchönſten Frühlingstagen hatte er die Reiſe leicht und froh, gleich einem Spaziergang, begonnen; mit wachſendem Genuß waren bereits die Alpen überſtiegen und ſeit zwei Tagen bewunderte er die Herrlichkeit des großen

Mailand's, welches das entfernteſte Ziel ſeiner Wanderung ſeyn ſollte. Hier fand er, der früheren Verabredung gemäß, einen Brief von der zärtlichen Mutter. Mit ihrer Geſundheit ſtand es beſſer, als vorher; zu Hauſe war alles in erfreulicher Ordnung; indeß ſchien doch die gute Frau große Sehnſucht nach des Sohnes Rückkehr zu fühlen.

„Aber ſollte ich nicht wenigſtens noch bis zur Küſte des Meeres hinabwandern?“ fragte er ſich mit neugenährter Reiſeluſt. War doch die Mutter wohl, der Weg nicht allzuweit, die geſetzte Friſt der Abweſenheit noch lange nicht abgelaufen, ja ſelbſt die Kaſſe noch in den beſten Umſtänden! Zudem kehrte die jetzt ganz aus der Nähe winkende Gelegenheit, ſich am großen reizenden Anblick des Meeres zu welden, wahrſcheinlich für ihn niemals wieder zurück, wenn er ſie jetzt entſchlüpfen ließ. Dieſe Ueberlegung entſchied die zweifelhafte Frage; er beſchloß, noch bis Genua zu gehen, und war ſchon am folgenden Morgen auf dem Wege dahin.

In Genua angelangt, fand er jede Erwartung übertroffen. Die reizende Lage, — Kirchen, Marmorpaläſte, Kunſtwerke, — vor Allem aber das Meer, entzückten ihn. Er ſchaute zuerſt die unabſehlichen, vielfarbig ſchillernden Gewäſſer in ihrer wallenden Bewegung; dann erblickte er ſie auch in majeſtätiſcher Ruhe, zum blinkenden Spiegel geebnet. Wie ſehnte er ſich hin auf die

blaue Fluth! Begierig auf die Größe und Neuheit des Genuſſes, miethete er, gemeinſchaftlich mit einigen Deutſchen, die er hier gefunden, ein kleines Fiſcherfahrzeug, weil auf jedem größeren die Spazierfahrt, der nahe liegenden engliſchen Schiffe wegen, gefährlich werden konnte. Der Anblick des ſtillen Meeres, der Stadt und ihrer reizenden Ufer, des wolkenleeren Himmels und der prächtig untergehenden Sonne war der erhabenſte im bisherigen Leben unſeres Reiſenden.

Schon befanden ſich die frohen Gefährten auf der Rückkehr nach dem Hafen, als ihr Schiffer zwei Boote bemerkte, die ihnen von verſchiedenen Seiten naheten. Zu ſpät erkannte er ſie jetzt für bewaffnete feindliche Barken. Sie bemächtigten ſich ſogleich des kleinen Fahrzeugs, ließen dann zwar den Schiffer, der ein alter Mann war, ungehindert heimkehren, nahmen aber ſeine Gäſte an Bord, und nach einer halben Stunde ſahen ſich dieſe ſchon auf dem Verdeck eines engliſchen Kapers im Verhöre.

Der Kapitain, ein Mann von fürchterlich ſtrengem Anſehen, ließ ſie nach wenigen Fragen, welche meiſtens ihren Stand betrafen, die vollſtändigſten Beweiſe ihrer Unverdächtigkeit vorbringen, erwiederte aber kein Wort darauf, ſondern gab Befehl, ſie bis auf Weiteres in einer kleinen Kajüte zu verwahren und für ihre Verköſtigung zu ſorgen. Das Schiff, welches ein vorüberfah-

render Kaper war, ſetzte bei friſchem Oſtwinde ſeine Reiſe fort.

Die Gefangenen beſtanden nächſt dem armen Thalheim aus zwei Stahlfabrikanten und einem Kupferſtecher, die ſich insgeſammt wie Raſende geberdeten. Thalheim, wiewohl er ſich ſelbſt unglücklich genug fühlte, machte dennoch den Verſuch, ſeine Unglücksgefährten zu beruhigen; allein ſeine mühſam herbeigeſuchten Troſt- und Hoffnungsgründe vermehrten nur ihre Verzweiflung.

„O ſchluckte doch die vermaledeite britiſche Inſel Waſſer, wie ein Schwamm, und ſenkte ſich funfzig Ellen tief in ihr liebes Element hinab!“ ſprudelte der wüthende Kupferſtecher: „der Deutſche, der Franzoſe, der Holländer, wenn er dir auch Unrecht zufügt, ſo ſpricht er doch wenigſtens menſchlicher Weiſe dabei, und giebt allerlei Gründe ſeines Verfahrens an: dieſe eiskalten engliſchen Weltkrämer aber dreh'n dir den Hals um und ziehn dir das Fell über die Ohren, ohne eine Miene zu verändern, und ohne nur ein einziges zerkautes Wort ihrer verwünſchten Sprache über die Lippen zu bringen. — Teufel! Teufelsland! — Wie kommt Ihr zu Euerm engliſchen Namen?“

Ein Schiffskoch, der ihnen zu eſſen herabbrachte, hatte die letzten Worte gehört und ſagte lachend: „Der Teufel mag unſer Kapitain wohl ſeyn, aber kein Engländer!“

Thalheim, voll Freude über dieſen deutſchen Laut, hieß den Landsmann willkommen und bat ihn um Belehrung über ihr Schickſal.

„Ich bin ein Hannoveraner, ſprach der Koch: und hätte ich nicht zu Hauſe dumme Streiche gemacht, ſo wäre jetzt hier ein Anderer Schiffskoch. Wer unſer Kapitain iſt, weiß ich nicht zu ſagen. Daß er ſich wirklich einen engliſchen Kaperbrief, und ein gutes, faſt neues Schiff zu verſchaffen gewußt hat, iſt gewiß; auf welche Weiſe er aber zu Beiden gekommen ſeyn mag, das weiß er vielleicht allein! — Ihr lieben deutſchen Landsleute, Ihr thut mir von Herzen leid! — Wir haben ſchon zweiunddreißig gezwungene Paſſagiere von allen Nationen am Bord; aber Sie, meine Herren, ſind die einzigen Deutſchen darunter. Es giebt vielleicht ein Mittel zu Ihrer Rettung, aber es läßt ſich erſt nach vierzehn Tagen weiter davon ſprechen. Iſt es möglich, ſo befreie ich Sie, wenn auch nur Sie allein! Mehr darf ich nicht ſagen. Seyn Sie bis dahin ruhig und verſchwiegen, ſonſt richten Sie ſich und mich zu Grunde! — Gute Nacht!“

Nur der Gedanke an ſeine Mutter drohte bisweilen, Thalheim in eine ähnliche verzweifelnde Gemüthsſtimmung zu verſetzen, wie ſeine Mitgefangenen. Uebrigens war er der Gefaßteſte unter Allen. Es gehörte ja unzertrennlich mit zur Vorbereitung auf das Amt, dem er ſich gewidmet hatte, auch vorbereitet zu ſeyn auf irdi-

ſches Leiden und Unglück, und auf das Ende desſelben, — den Tod. Was er bisher Andern zu lehren ſich geübt hatte, predigte er nun ſich ſelbſt. Der immer tröſtliche glaubensvolle Blick auf das Höhere, Ewige, war es auch jetzt, der ihn ſtärkte, Andern Stärkung zuzuſprechen. „Seyd doch nicht ſo ſchwachherzig! ermahnte er: Betraget Euch, wie es feſten, deutſchen Männern, — noch mehr, wie es Chriſten geziemt! Mögen wir auch vielleicht einem Seelenverkäufer, einem Sclavenhändler in die Klauen gerathen ſeyn: ſo leiden wir doch unſchuldig und ſtehen unter der Aufſicht des allmächtigen Beſchützers der Unſchuld! Er nimmt ſich auch unſrer Lieben in der Heimath an, für welche wir nun freilich nicht mehr ſorgen können. Schon oft haben die drohendſten Gefahren ſich braven Menſchen zum Segen gewendet; darum verzaget nicht! Wer von uns weiß denn, wenn ihn etwas Schlimmes betrifft, ob es ihn nicht vor noch Schlimmerem bewahrt?"

Seine kleine trauernde Gemeinde ſtarrte den Prediger düſter an, und Jeder ſchwieg. Die erſten tobenden Jammerklagen waren doch wenigſtens geſtillt. Die körperliche Erſchöpfung nöthigte die Hungrigen, etwas von den dargebotenen Speiſen zu genießen, und es mundete trefflich. Man brachte die Nacht erträglich zu.

Am folgenden Morgen begehrten ſie neues Gehör beim Kapitain, erhielten aber den Beſcheid: „eine ſolche

Beſprechung ſey völlig unnöthig. Wünſchten ſie ferner gute Behandlung, ſo hänge dieſelbe bloß von ihrem ruhigen Betragen ab. Wünſche der Schiffsherr ſie zu ſprechen, ſo werde er ſie zu ſich einladen laſſen."

Der Koch, dem es heute verwehrt zu ſeyn ſchien, ſelbſt zu den Gefangenen zu kommen, ſchickte ihnen einige franzöſiſche und engliſche Bücher. So verſtrichen die unmuthsvollen Stunden doch um ein Weniges ſchneller, und wurden allmälig zu Tagen. — Aber jetzt erhob ſich heftiger Wind, die See ging hoch, und die Reiſenden fühlten ſich ſehr krank; Thalheim beſonders, der bisher bloß auf den kleinen ſanftſtrömenden Flüſſen ſeines Vaterlandes ſich bisweilen fröhlich im Kahne gewiegt, oder auf dem Holzfloſſe fortgeſchwommen war. Die beſchwerliche Seekrankheit war kaum überſtanden, als das Schiff vor Gibraltar anlegte.

Am Abend jenes Tages, als ihnen der Schiffsjunge das kleine Mahl in die dunkle Kajüte brachte, hörten ſie den wohlbekannten Koch heftigen Zank mit dem Jungen anfangen, und bemerkten bald, daß er ſich auf ſolche Weiſe ſelbſt Eingang zu verſchaffen ſuche. Es gelang ihm, und er flüſterte Thalheimen zu: „Seyd auf den erſten Wink bereit. Gelingt's, ſo iſt die ganze Rotte verrathen!"

Aber es vergingen mehrere Tage im Wechſel zwiſchen Angſt und Hoffnung, und nur dieſe wollte ſich nicht

bewähren. Ueber ihren Häuptern hörten ſie großes Getümmel. Man nahm friſches Waſſer, Lebensmittel und Waaren an Bord, vergaß aber über der Arbeit niemals, die Thüren der Kajüte ſtreng zu bewachen.

Eines Morgens führte man die Gefangenen in den Schiffsraum hinab, wo man ihnen die Hände band, zugleich aber verſicherte: „es geſchehe ihnen kein Leid, wofern ſie ſich ganz ſtille verhielten; dagegen müſſe man ſie bei dem erſten erregten Lärm oder Hülfsgeſchrei niederhauen.“ In dieſem traurigen dunklen Behältniß dämmerte nur ein ſchwaches Lämpchen, es zeigte ihnen aber noch viele Unglücksgefährten, beiderlei Geſchlechtes, enge zuſammen geſchichtet, bleich und troſtlos, wie ſie ſelbſt. An der innern Thüre ſtanden Wachen mit Säbeln und Dolchen bewaffnet, welche von Zeit zu Zeit Stille geboten.

Bald fühlte ſich Thalheim leiſe berührt, und ſah mit Erſchrecken, daß auch der gehoffte Erretter, der Koch, wenn gleich mit ungefeſſelten Händen, mit unter den Gefangenen war. „Alles vergebens! flüſterte er ihm zu: Ihr ſeyd verloren! Das Schiff wird ſo eben viſitirt, und ſetzt dann ſogleich die Reiſe fort.“

„Und wenn wir nun Alle plötzlich ein lautes Geſchrei erhüben?“ fragte der kühne Thalheim. „Es hört Euch oben Niemand gleich, und Euer Tod wäre unvermeidlich;“ ziſchelte der Koch. „Und doch iſt es Pflicht!“

murmelte Thalheim und wandte ſich, mit den Augen winkend, zu einigen entſchloſſenen Phyſiognomieen: — aber in dieſem Augenblick ſetzte ihm auch ſchon einer der Wächter die Dolchſpitze auf die Bruſt. „Noch ein Wort, knirſchte er zwiſchen den Zähnen: und du liegſt in deinem Blute!“ Der Gefeſſelte blickte den Mörder mit Verachtung an. Eine Todtenſtille herrſchte jetzt im Kreiſe der Unglücklichen. Auf dem Verdeck ward es nach und nach ruhiger; der Koch ſeufzte tief, und die Soldaten öffneten die Thüre, um gemächlich mit andern, draußen angekommenen Kameraden zu ſprechen. Plötzlich kam das ganze Schiff in Bewegung; man ſalutirte mit Kanonenſchüſſen; die Mannſchaft rief ein lautes Hurrah zum Abſchiede, und die Wache löſ'te jetzt allen Gefangenen die Feſſeln mit dem Rufe: „Freiheit! — Jetzt lauft, wohin Ihr Luſt habt! Der Kapitain iſt ein braver Mann!“

Alles ſtrömte auf's Verdeck. Als Thalheim dort ankam, ſah er das Schiff bereits eine gute Strecke vom Hafen entfernt, und bei friſchem Landwinde ging es ſo pfeilſchnell vorwärts, daß die Felſen von Gibraltar ſeinen wehmüthigen Blicken bald nur noch als ſchwache Punkte erſchienen.

Der Kapitain ließ die geſammte Schiffsmannſchaft auf der einen, und die Gefangenen auf der andern Seite des Verdeckes ſich ordnen, und trat mit einer weit freund-

licheren Miene, als man bisher an ihm bemerkt hatte, hervor, um in franzöſiſcher Sprache zuerſt die Gefangenen anzureden: „Glaubt es mir auf mein Wort, ſagte er nicht ohne Beredſamkeit: ich möchte mich gern bei Euch entſchuldigen! Denn ich fühle es ſelbſt, daß Ihr etwas ungehalten auf mich ſeyn müſſet. Aber wer mag viele Reden machen über Dinge, die ſich nicht ändern laſſen! Dieſe aber ließen ſich allerdings nicht ändern! Mein Geſchäft verlangte es ſo; — ich mußte Leute haben, darum nahm ich Euch mit. Europa iſt offenbar übervölkert, und es giebt noch andere hübſche Länder auf der Welt, wo man Schmiede, Sattler, Aerzte, Pfarrer und wohlgebildete Frauen weit nothwendiger braucht als in Euerm Vaterlande, welches Eure wahren Verdienſte ohnehin gar nicht recht zu ſchätzen weiß. Vergeßt das arme, ausgehungerte Europa, und laßt uns gute Freunde werden! Zürnen und Trotzen kann ich nun einmal nicht leiden, das müßt Ihr voraus wiſſen, damit nicht etwa die neugeſchloſſene Freundſchaft darunter leiden, und allerlei Unbequemlichkeiten nach ſich ziehen möge. Ich gebe Euch volle Freiheit, Euch auf dem Schiffe nach Belieben herumzutreiben und zu beſchäftigen. Ich führe Euch zu guten Leuten, will aber das Land nicht eher nennen, als bis wir's im Geſichte haben, um Euch eine frohe Ueberraſchung zu verſchaffen. — Im Vertrauen! Ihr kommt in ein wahres Paradies, wo Milch und Honig fließt;

und unterwegs ſoll es Euch eben ſo wenig an guter Koſt ermangeln — alles umſonſt; denn ich verlange keinen Sous an Koſtgeld von meinen Freunden! Und ſo nehme ich denn nun dieſe ganze Sache für abgemacht an! Freut Euch Eueres Lebens und mault nicht kindiſch, ſo werdet Ihr den beſten Patron von der Welt an mir finden."

Ein allgemeines Hurrah der Schiffsmannſchaft brüllte dem trefflichen Redner vollen Beifall zu. Bloß Thalheim trat aus der Reihe der Gefangenen hervor und bat um Erlaubniß, antworten zu dürfen.

„Junger Mann! rief der Kapitain: Ich weiß alles, was Ihr ſagen wollt; aber bedenkt, daß wir hier keine Nationalverſammlung ſpielen und kein Parlament, wie die närriſchen Europäer, welche Reden und Gegenreden in Menge halten, und wo am Ende doch der Stärkſte Recht behält, wie ſich's gebührt. Dergleichen Weitläuftigkeiten erſparen wir uns. — Sagt ſelbſt, iſts hier oben nicht hübſch luftig und luſtig, und weit ergötzlicher, als unten in der dunkeln Kajüte? — Ich ſeh's Euch an, Ihr gebt mir recht! Auch weiß ich ſchon, Ihr ſeyd ein vortrefflicher Geſellſchafter, und lade Euch zu mir auf eine Pfeife extra feinen Kanaſter ein. — Ihr aber, ſo wandte er ſich jetzt an ſeine Mannſchaft: empfangt meinen Dank, brave Kameraden! für Eure Treue und Klugheit! Vergeſſet auch künftig nicht, daß Kinder

ihrem Vater in Allem hübſch gehorchen müſſen, und ſeyd verſichert, daß ich mir's gern am eignen Munde abſpare, um Euch immer ein fettes Maul zu machen, wenn Ihr nämlich Eure Geſchäfte ordentlich und prompt verrichtet. Auch heute hab' ich Euch ein Feſt beſtimmt, und wir wollen luſtig ſeyn und ſchmauſen vollauf."

Neues Beifallsgeſchrei huldigte dem liebenswürdigen Befehlshaber. Thalheim ſtand erſtaunt und konnte in ſeinem tiefen Kummer ſich doch des Lächelns nicht enthalten über die ſeltſame Manier dieſes originellen Spitzbuben, welcher, — man ſah es ihm an, — mit ſo feſtem guten Gewiſſen ſeinen Weg wandelte, als ſey er ihm von der Ehrlichkeit ſelbſt vorgezeichnet. Dem Kapitain entging Thalheims Lächeln nicht, und er reichte ihm nun, ſelbſt lachend, die Hand, um ihn mit freundſchaftlicher Gewalt in ſeine Kajüte zur verſprochenen Knaſterpartie herabzuführen.

„Junger Menſch, ſprach er dort noch vertraulicher: ſey kein Thor, ſondern füge dich mit Freuden in den Willen des Schickſales. Ich höre, du biſt ein Gelehrter? — Deſto beſſer! ſo weißt du viel mehr, als ein König in deiner neuen Heimath, und wirſt dich bald genug emporſchwingen, ſo daß ich mir vielleicht dereinſt einmal eine Gnade von dir erbitten muß! — Und nun hübſch ruhig! Hier ſind geſtopfte Pfeifen."

Er fragte den Gaſt vieles über ſein Vaterland,

Herkommen, Vermögen und über alles, was er durch dieſe Entführung verlieren mußte. Thalheim fand bald an dem Menſchen, der ihm vor Kurzem noch ſo wild und düſter erſchienen war, einen klugen, heiteren und unterhaltenden Geſellſchafter. Er wußte über eine Menge Länder, Völker, Gebräuche, Sprachen und andere allgemein intereſſante Gegenſtände befriedigende Auskunft zu geben und that es mit einer Leutſeligkeit, der man nicht zu widerſtehn vermochte. Nur ſobald Thalheim eine Frage über ſeine gezwungene Reiſe und über das endliche Loos der armen Entführten einzuleiten ſuchte, kehrte die ehemalige abſchreckende, furchtbar ſtrenge Miene zurück, ſo daß es Jener nicht für rathſam hielt, auf eine andre Antwort zu dringen.

Thalheim hatte in der Folge oft Gelegenheit, die Art und Weiſe zu beobachten, wie ſich der Kapitain bei ſeinen Untergebenen ſo viel Liebe und Furcht zugleich zu verſchaffen wußte. Er ſchlug Keinem eine Bitte ab, ſo lange es ihm nur irgend möglich war, ſie zu gewähren; wenigſtens ließ er eine andre Bewilligung an die Stelle einer Verweigerung eintreten. Selten ging er an einem Soldaten vorüber, ohne ihn „mein Sohn" zu nennen, oder ihn freundlich auf die Schultern zu klopfen. Das geringſte Vergehen ahndete er dagegen unerbittlich, beklagte ſich aber dabei mit angenommener trauriger Miene darüber, daß man ihn zwinge, zu ſtrafen; und ge-

rade, wenn er einen ſeiner Leute kielholen oder mit dem Schiffstau halbtodt hauen ließ, ſah er am betrübteſten und mildeſten aus. Von einer Begnadigung nach gefälltem Urtheile hatte man noch kein Beiſpiel erlebt. Sein Blick in die eigenthümliche Gemüthsart eines Jeden war ſchnell und ſcharf, und dem gemäß wußte er ihn dann gerade auf die rechte Weiſe zu behandeln, und er nannte dieſes in der Schifferſprache „einem Charakter den Wind abgewinnen.“ So z. B. ließ er Thalheimen bemerken, daß er den wohlbekannten Koch eben ſo gut kenne als jener.

„Ich mag ihn wohl leiden, ſagte er: er kocht mit Geſchmack, und iſt kein ekelhaftes Naſchmaul: aber zu trauen iſt ihm nicht über den Herd hinüber! Er iſt dem Seeleben gram, und hat trotz ſeiner langen dürren Spindelbeine allerlei kräftige Leidenſchaften im Leibe. Da muß man aufpaſſen! — Sieh mir dagegen einmal ſeinen Kameraden an, wie dem die kleinen Augen unter der niedrigen Stirne ſo freundlich aus dem fleiſchigen zarthäutigen Geſichtchen herausleuchten! Er befindet ſich ewig wohl, ärgert ſich niemals, läßt Andre gern für ſich arbeiten, und weiß dennoch die ganze Wirthſchaft in Ordnung zu erhalten. Er iſt mir treu, denn ich gönne ihm das Beſte von Allem, was er ſieden und braten läßt; aber er übernimmt ſich nicht, um nicht allzuſchnell fett zu werden. Dabei ſchwört der Satan, er könne

mit ſeinem Körper alles machen, was er wolle; er habe ſogar einmal ſein eignes Kind, als die Mutter krank geweſen, ſechs Wochen lang ſelbſt geſtillt. — Das iſt ein Kerlchen, auf deſſen Wort und Treue man Häuſer bauen darf!“

Je mehr eigenthümlich Großes Thalheim aber an dieſem genialen Seeräuber zu bewundern fand, je tiefer mußte er den Menſchen ſelbſt verabſcheuen, deſſen urſprünglich hohe Natur die heiligen Schranken der menſchlichen Sittlichkeit durchbrochen, und ſich in einen Abgrund von Nichtswürdigkeit geſtürzt hatte, aus welchem keine Errettung zu hoffen ſeyn konnte. Seine Verbrechen mußten ins Große gehen, und Thalheim ſchauderte zuweilen bei dem Gedanken an den ganzen dunkeln Lebensgang dieſes Verlornen, beſonders wenn er ſich die Zeit vergegenwärtigte, wo Begebenheiten, die auch der geiſtreichſte Verbrecher nicht zu lenken vermag, den ſchlummernden Löwen im Innern, das böſe Gewiſſen, plötzlich aufrütteln mußten. Dann erwachte aber auch in ſeinem eignen Herzen eine troſtreiche Freudigkeit, womit er den unverſchuldeten Leiden ſeiner Zukunft muthig entgegen zu gehen beſchloß. „Edle Mutter! rief er in ſolchen Augenblicken aus: o tröſte dich! Dein Sohn iſt in die Gewalt der Böſen gerathen, aber über ſeines Lebens Seligkeit iſt ihnen keine gegeben; und dieſer Himmel hält die Herzen vereinigt, in welchen fernſten

Winkel der Erde man auch den Körper verbannen mag!“

Die Fahrt der Reiſenden blieb lange von den günſtigſten Umſtänden begleitet. Sie hielten bei keiner Inſel an, ſondern nahmen friſches Waſſer an einem ſicheren Punkte der afrikaniſchen Küſte ein, und paſſirten dann die Linie, ohne irgend einem Schiffe zu begegnen. Von dieſer Zeit an befeſtigte ſich unter den Gefangenen der allgemeine Glaube, man werde ſie nach Oſtindien führen. Auf St. Helena ward angelandet, da bei dem häufigen Schmauſen die Lebensmittel erneuert werden mußten; und hier hielt der Kapitain ſeine Geraubten abermals zwei Tage lang in der dunkeln Kajüte ſtreng bewacht. Unentdeckt begab er ſich von Neuem auf die Fahrt. Allein von nun an zeigte ſich das bisherige Reiſeglück übelgelaunt und wetterwendiſch. Man hatte häufig mit Stürmen zu kämpfen, durch deren heftige Windſtöße das Schiff pfeilſchnell nach Südweſten hin getrieben ward. Erſt am vierten Morgen, der die Sonne wieder ſichtbar werden ließ, konnte man Anſtalten treffen, die völlig verlorne Bahn wieder zu gewinnen. Dem klaren Morgen folgte ein drückend ſchwüler Mittag. Thalheim ſtand auf dem Verdeck und bemerkte, daß rings am flimmernden Horizonte neue dunkle Wolkenmaſſen, ungeheuern zackigen Felſen gleich, aus dem Meere aufwuchſen. Der Kapitain, welcher jetzt ſelten das Verdeck verließ, ſtarrte

mit ſinſtern Mienen auf jene bedenklichen Verzeichen neuer härterer Kämpfe. Thalheim äußerte ſeine Beſorgniſſe. „Meinethalben! murmelte Jener ingrimmig: Das Schiff iſt gut; meine Matroſen ſind tapfer wie die Löwen; will uns der Sturm ſchon wieder zum Narren haben, ſo mag er heranrücken. Mich holt der Teufel noch nicht, und Ihr Andern ſeyd des Holens nicht werth!“ Ob gleich er ſich bei dieſen Worten zum Lachen zwang, ſo bemerkte Thalheim doch recht gut, daß ein heimliches Bangen ihn unſtät auf dem Schiffe umher trieb. Aus den verdoppelten Portionen Branntwein, die der Mannſchaft, und ſogar den Gefangenen, ausgetheilt wurden, ſo wie aus allen Anſtalten des Kapitains, ließ ſich abnehmen, daß er ſelbſt die Gefahr für nahe und groß halten müſſe. Die drückende Gluth der Luft nahm den Menſchen faſt den Athem und alle Lebensfreudigkeit; Todtenſtille lag über dem Meere, aber oben in der Ferne flogen ſchon die Wolkengebirge ſchnell wie kampfluſtige Schaaren einander entgegen. Nun donnerte es ringsum, und ein unausgeſetztes raſſelndes Getöſe in der Luft ſchien mit den verderbenſchwangeren Wolken immer näher heranzuraſen. So wie die Sonne ſich hinter der erſten Wolkenſchicht verbarg, ward plötzlich jede Himmelsgegend dunkel, und vom großen Ringe des Meeres her dämmerte es immer tiefer bis zur alles verhüllenden Finſterniß des ſtets engergeſchloſſenen Horizontes;

dicke weiſsgeſäumte Waſſerberge wandelten näher und näher; die Sturmvögel erhoben ein klagendes Geſchrei; ein ſeltſam zuckendes Licht fuhr über die elektriſch aufglänzende Waſſerfläche; Wirbelwinde drehten plötzlich das Schiff wie einen Kreiſel umher und der Wogen- und Wolkenſturz begann unter gräßlichem Blitzen und Krachen.

Bald nach dem wuthvollen Ausbruche des Ungewitters zuckte ein Strahl am Hauptmaſte nieder, ſpaltete ihn, und zündete; aber die Ströme der Wolken ſelbſt löſchten ſogleich die Flamme. Alles das waren nur Schreckensboten der Winde, die ſich nun nach Einer Richtung hin erhoben, und welche das Schiff mit furchtbarer Gewalt über Waſſerberge und Abgründe fortſchleuderten. So verging die Schreckensnacht, und die Mannſchaft begann allmälig Muth und Kräfte zu verlieren, als gegen Morgen bei heiterm Himmel Wind und See fortwütheten. Doch mit dem erſten Sonnenſtrahl erblickte ein Matroſe lange dunkle Streifen auf dem Meere und bald erſcholl das allgemeine Geſchrei: „Land! Land!"

Es erſchien ihnen in kurzer Friſt eine hohe grünliche Felswand von beträchtlicher Länge, welche der Kapitain für das Ufer einer ihm unbekannten Inſel erklärte. Die Annäherung des Schiffes war ſo reißend geſchwind, daß ſchon in der Ferne die bleichen Menſchen aufſchrieen: „Wir ſind verloren!"

Der Kapitain befahl, aus allen Kräften nach der rechten Seite zu ſteuern; denn dort erblickte man jetzt eine Sandbank, die von niedrigeren Ufern der Inſel in die See hinausreichte. Hier wollte er, wenn auch mit Verluſt des Schiffes, dasſelbe ſtranden laſſen. Einige Momente lang mehrte ſich die Hoffnung des Gelingens; doch ein neuer heftiger Windſtoß vereitelte ſie ganz, und jagte ſeine Beute in gerader Richtung gegen die fürchterlichen Felſen hin.

Thalheim ſtand auf dem Hintertheile des Schiffs und hatte ein Tau feſtgefaßt, als er das neuertönende Jammergeſchrei der Verzweifelnden hörte. Die Richtung der Wellen dünkte ihm kaum tauſend Schritte weit neben der Sandbank vorüberzugehen, und näher am Lande ſchienen ihm ſogar die Wogen nach ganz verſchiedenen Richtungen hinzurollen. Seine Rettung kam ihm ſo möglich vor, — der Untergang des Schiffes ſo gewiß! — Es drängte ihn, ſich hinabzulaſſen in die Wellen. Er war ein guter Schwimmer, und durfte hoffen, feſte Richtung zu gewinnen, ſobald er nur den erſten und gefährlichſten Kampf mit der Brandung beſtand. „Mutter! Gott ſey dein Troſt!“ rief er laut, und glitt am Taue hinab in den giſchtſprühenden Kamm einer ungeheuern Welle, welche zornig aufbrauſend ihn hoch empor hob, und das gottvertrauende Menſchenherz der brüllenden Brandung entgegen ſchleuderte.

In dieſem Augenblicke ſchoß das Schiff, gleich einem abgedrückten Pfeile, gegen die Felſen an und ſank zertrümmert mit Allem was darin lebte in die Tiefe. Aber nahe an der Felſenwand, auf jungem ſaftigen Grün, umſpielt vom leichten weißen Schaume der ſanfter heranfluthenden Wogen, fand unſer Freund ſich im Leben wieder. Er hob den unbeſchädigten Leib auf die Knice, und ſandte mit dem Lied der nahen Waldvögel ſein heißes Dankgebet zum Himmel empor. Noch im Kampfe mit dem empörten Element, in welchem er für ſich ſelbſt die kaum gehoffte Rettung fand, hatte er das furchtbare Krachen gehört, mit dem das Schiff an der Klippe zerborſt. Traurig ſchaute er an den Felſenwänden hin, ohne etwas Anders erblicken zu können, als hier und da ein fortfluthendes Gebälke; der Schuldige aber mit den Unſchuldigen, der Räuber mit ſeinen Geraubten, — alle lagen ſchweigend im tiefen Meeresſchooße! Er betete von Herzen für Alle, und flehte dann, Gott möge ihn ſeiner wunderbaren Errettung würdig machen.

Hierauf wuſch er ſeine Kleider vom Meeresſchaume rein und badete ſich ſelbſt in den friedlich gewordenen Wellen, während ſeine kleine Habſeligkeit von der heißen Morgenſonne getrocknet ward. In ſeinen Taſchen fand er, außer einem Meſſer und einer Brieftaſche mit den gewöhnlichen kleinen Inſtrumenten verſehen, auch ein Feuerzeug, welches ihm jetzt von unſchätzbarem Werthe

ſeyn mußte, zumal da ſich an demſelben zwei feingear=beitete Meſſerklingen befanden. Ueberraſchend war ihm der Fund einer kleinen Portion Zwieback nebſt einem, mit Arrak gefüllten Fläſchchen, das er vermuthlich in den Augenblicken der Gefahr mechaniſch zu ſich geſteckt hatte. Gleichgültiger war es ihm, in der andern Rock=taſche ſeine Pfeife mit einigem Taback zu finden. Ohne ein ſtarker Schmaucher zu ſeyn, pflegte er ſie erſt ſeit ſeinem Schiffsleben, wegen des ihm oft unleidlichen Theergeruches, gewöhnlich bei ſich zu führen. Daß ihm die Wellen den Hut, der ihm jetzt einen ſo nöthigen Schutz gegen die brennenden Sonnenſtrahlen gewährte, nicht entriſſen hatten, verdankte er einem Bande, womit er ihn bei heftigem Winde unter dem Kinn zu befeſtigen gewohnt geweſen.

Seine gänzliche Unwiſſenheit über das, was er auf dieſem Eilande zu fürchten oder zu hoffen haben konnte, preßte ihm bei der Durchſicht eines ſo armſeligen In=ventariums tiefe Seufzer aus. Ohne alle Waffen, wie er es war, konnte er keinen auf ihn eindringenden feind=lichen Angriff abwehren; daher ſchnitt er vor allen Dingen vom nächſten Buſch eine derbe Keule, und mit derſelben trat der Muthige, nachdem ihn ein Schluck aus der Flaſche und einige Biſſen des gefundenen Zwiebacks geſtärkt hatten, ſeine ungewiſſe Wanderung durch das Gebüſch an. Allmälig ward daſſelbe zum hohen dichten

Walde, der ſich zu beiden Seiten immer mehr auszubreiten ſchien. Thalheim ſuchte vergebens irgend eine Anhöhe zu erreichen und es fing mit den Kräften zuletzt auch der Muth zu ſinken an. Eine Spur von menſchlichen Bewohnern war nirgends zu entdecken; deſto furchtbarer kündigte ſich ihm jetzt das Daſeyn Anderer an. Das Gebrüll eines Löwen erſchreckte ihn nämlich ſo ſehr, daß er plötzlich mit neuer Kraft nach einer entgegengeſetzten Richtung hin floh. Dort ward es bald lichter, und indem er die See wieder erblickte, wurde er gewahr, daß er über eine breite Landzunge gewandert ſey, die ganz mit Wald bewachſen war. Die Nähe des Meeres bot ihm gegen den Anfall eines wilden Thieres doch wenigſtens augenblicklichen Schutz, da er ſich im Nothfalle durch Schwimmen und Untertauchen retten konnte.

Beim Hinabſteigen ans Geſtade feſſelte ein erfreulicher Gegenſtand ſeine Aufmerkſamkeit. Es war ein großes Faß, welches nur von einer übermäßig hohen Fluth ſo weit an das Land gerollt worden ſeyn konnte, daß es auch beim geſtrigen Sturme ruhig und verſchont auf dem trockenen Sande liegen geblieben war. Im Augenblicke dieſes unverhofften Fundes hörte er abermals den Löwen, aber in ſo weiter Ferne, daß er ſich vor der Hand ganz ſicher glaubte und die Unterſuchung des neuentdeckten Schatzes ruhig vornehmen durfte. „Ach, daß

die Vorſehung mir hier einige Lebensmittel beſcherte; getrocknete Früchte, oder auch nur trinkbares Waſſer!" ſeufzte der Hungrige und Durſtende, indem er an die Arbeit ging.

Aber er fand es nicht ſo leicht, ſich ſeiner Beute zu bemächtigen, als er anfangs geglaubt hatte. Die Tonne war feſt mit eiſernen Reifen verwahrt, und hatte vielleicht ſchon ſeit langer Zeit der Sonne und dem Regen getrotzt. Doch endlich ſprang der Boden unter den kräftigen Schlägen ſeiner Keule, und — der Schatz kollerte dem Erſtarrenden entgegen. Bücher, — lauter Bücher, deren eines aufgeſchlagen auf dem Sande den Titel vorzeigte: „Sammlung der beſten poetiſchen und proſaiſchen Schriften der ſchönen Geiſter in Deutſchland." — Es war mit einem Worte, in lauter ſauber broſchirten Heften, die ſogenannte „Karlsruher Sammlung" armer guter nachgedruckter deutſcher Schriftſteller; — (faſt zum Beweiſe, daß der Nachdruck in unſerm Vaterlande ſich eines ganz beſonderen höheren Schutzes zu erfreuen habe.) Ohne Zweifel hatte irgend eine ſpekulative ſchöne Kaufmanns-Seele fernen Anſiedlern das Evangelium des deutſchen Geiſtes auf eine wohlfeile Art in die Hände ſpielen wollen, und war hier zugleich mit ſeiner Waare verunglückt. Troſtlos ſchaute unſer getäuſchter Freund einen Augenblick auf die unechten Geiſterſchatten hinab, mit welchen das Schickſal ſeines Elendes

nur zu ſpotten ſchien. Aber bald kehrten beſſere Gedanken zurück; er packte den ganzen Bücherkram wieder ein, und ſeufzte gerührt: „Um Brod und Waſſer flehte ich dich an, o guter Gott! und du giebſt mir die Karlsruher Sammlung!! — Aber ich murre nicht; — denn das Wunder, durch welches ich mich hier mit meiner theuern Heimath auf's Innigſte und Geiſtigſte verbunden ſehe, lehrt mich Armen erſt recht deutlich einſehn, wie leicht es dir ſeyn wird, auch unter den Ungeheuern der Wüſte mein kleines Leben zu erhalten, wenn es dir gefällt."

Für ein kindliches gottergebenes Gemüth liegt in dem frommen Vertrauen ſelbſt außer der geiſtigen Erhebung zugleich eine körperliche Stärkung. Auch Thalheim fühlte ſich ordentlich erquickt durch ſeine eignen Worte. Er wollte tiefer zum Meere hinab, um zu verſuchen, ob das bittre Waſſer nicht doch vielleicht genießbarer werde, wenn er einige geiſtige Tropfen aus ſeinem Fläſchchen darunter miſchte. Indem er, die bequemſte Stelle aufſuchend, um eine Felſenecke herumtrat, da glänzte ihm auf einmal der Silberblick eines kriſtallhellen Quells entgegen, deſſen ſanftes Hinabgleiten in die Fluth er bis jetzt für ein Spiel des Meeres gehalten hatte. Indem ſich der freudig gerührte Menſch zum Labetrunk niederbog und ſich dabei an den Zweigen eines danebenſtehenden Baumes feſthielt, fiel etwas leiſe auf ſeine Schultern.

Betroffen blickte er empor und ſah — einen Feigenbaum voll der herrlichſten Früchte, von welchen er im Niederbücken durch die Bewegung ſeiner Hand einige der reifſten auf ſich herabgeſchüttelt hatte. Er ſank an der Quelle nieder und ſprach ein Tiſchgebet, wie er wohl noch keins andächtiger und dankbarer geſprochen; darauf hielt er ein Mahl, wie es nur die Glücklichſten zu genießen vermögen. — Während desſelben überlegte unſer neuer Robinſon, was er nun vor allen Dingen zur Sicherung ſeines Lebens zu beginnen habe. Für ſeinen Unterhalt war vorläufig geſorgt; denn der ſchöne Feigenbaum ſchien für mehrere Tage volle Nahrung darzureichen; und der höchſten Wahrſcheinlichkeit nach war dieſer Fruchtbaum nicht der einzige auf der ganzen Inſel. Allein hier länger zu verweilen, wo nur die Baumſtämme ihm einigen Schutz gegen die Thiere der Wildniß gewähren konnten, ſchien auf keine Weiſe rathſam zu ſeyn; ſo beſchloß er denn rückwärts zu wandern, um jene Ufer, von welchen er heute Morgen ausgegangen war, wieder zu gewinnen, und irgend eine Höhle aufzuſuchen, die ihm allnächtlich Sicherheit gewähren konnte, wenn er ſie durch Zaun und Mauer befeſtigte, wie andere Robinſone vor ihm gethan; — denn ſchon oft war ihm der alte Kruſö eingefallen, den er im Knabenalter mit unendlicher Luſt geleſen hatte, — ach, ohne zu ahnen, wie hart einſt die

erlebte Wirklichkeit jene reizenden Bilderſpiele der jugendlichen Phantaſie zerſtören werde!

Damit der Rückweg weniger gefährlich werden möge, als die heutige Auswanderung, beſchloß Thalheim, die Landzunge ſo zu umgehen, daß er dem Geſtade ſo viel möglich nah bliebe. Auch deßhalb ſchien ihm dieß rathſamer, weil er in der Niederung eher Fruchtbäume anzutreffen hoffen durfte, als in dem höher liegenden Walde, worin ihm nur hohe wilde Baumarten vorgekommen waren.

An Leib und Seele erquickt, trat er dieſe Art von Heimreiſe an, und vergaß nicht, ſo viele Feigen mitzunehmen, als er tragen konnte; — eine Vorſicht, die ihm trefflich zu ſtatten kam; denn er fand im Fortwandern die Ufer allmälig kahler und unfruchtbarer werdend; doch war ſein Weg übrigens nicht beſchwerlich. Schon erblickte er von ferne die wohlbekannten Felſen, und ſein Uferpfad wendete ſich wieder in gerader Richtung nach ihren Spitzen hin, als die Sonne ins Meer ſank. Ob er gleich alle Kräfte anſtrengte, um noch vor dem Anbruche der Nacht dorthin zu gelangen, ſo bemerkte er doch bald, daß es unmöglich ſey. Er ſah ſich plötzlich von einem Fluſſe gehemmt. Die Ueberlegung, daß er auf ſeinem heutigen Wege doch nothwendiger Weiſe ebenfalls über dieſen Fluß gekommen ſeyn müſſe, legte ihm ſo lange ein unerklärbares Räthſel vor, bis er eine

Strecke an den Ufern aufwärts ging und entdeckte, daß der Strom langſam aus einer hohen dunkeln Grotte hervortrat. Der Wanderer hatte alſo wirklich über denſelben hin ſeinen Herweg genommen; nur weiter oben, wo das Fluß-Bette vielleicht tief unter der Erde fortlief. — So gerieth er auf die Vermuthung, es möge ſich wohl jenſeits dieſer Höhe ein weites Thal befinden und dort folglich der bewohnbarere Theil der Inſel anzutreffen ſeyn. Die anſehnliche Breite und ſanfte Strömung des Fluſſes ließ allerdings darauf ſchließen, daß kein enger ſchluchtartiger Grund dieſes Waſſer hervorſendete. Es ſchien fiſchreich zu ſeyn und an vielen Stellen zum Durchwaten ſeicht genug. Thalheim entſchloß ſich aber ſeinen Uebergang bis zum nächſten Morgen zu verſchieben, da er dieſſeits alles fand, was er zum Uebernachten bedurfte, nämlich einen friſchen Brunnen und einen breitäſtigen Baum, der eine ihm unbekannte Schalenfrucht trug. Die Nebenhöhlungen der Grotte, aus welcher der Fluß hervorkam, hätten ihm vielleicht ein bequemeres und kühleres Lager gewährt; nur ſchien es gefährlich, jetzt noch, wo ſchon jene Grottenräume verfinſtert waren, eine Unterſuchung derſelben anzuſtellen. Er ſtieg alſo, nachdem er von ſeinem letzten Zwieback und einigen ſüßen Früchten neben der Quelle ein kleines aber köſtliches Mahl gehalten, auf ſeine laubige Nachtherberge hinauf, wählte einen bequemen Sitz und befe-

ſtigte ſich vermittelſt ſeines Taſchentuches ſo, daß er keinen Fall zu fürchten hatte. Es wollte ihm jedoch, trotz ſeiner großen Ermüdung, nicht gelingen, die Augen zu ſchließen; auch ward er noch einige Male heftig erſchreckt. Sobald er nämlich ſeinen Sitz eingenommen, und nun für die Keule, die er zur Vorſicht emporgezogen, einen ſicheren Platz ſuchte, ſprang ein aufgeſcheuchter kleiner Affe, der vermuthlich ebenfalls hier oben ſchmauſen und ſchlafen wollte, dicht neben ihm mit durchdringendem Geſchrei vom Baume herab. Bald darauf vernahm er am Stamme ein Geräuſch und glaubte eine leiſe Erſchütterung zu fühlen. Im Hinabblicken erkannte er beim letzten Dämmerlichte des Abends einen Hirſch, der ſich am Stamme rieb, und dann dem Waſſer nahete, als derſelbe vor einem neuen Geräuſch plötzlich die Flucht ergriff. Thalheim beredete ſich beim Anblick dieſes ſchönen Thieres, daß es auf ſeiner Inſel mit den gefürchteten reißenden Thieren doch wohl keine große Gefahr haben möge, indem bei deren zahlreicher Verbreitung wohl gewiß ſolch zarteres Wild nicht würde beſtehen können. Nach des Hirſches eiliger Flucht vernahm der arme, ſtets im beginnenden Schlummer geſtörte Baum-Inſaſſe ein furchtbares Stampfen und Schnauben in ſeiner Nähe, und konnte mehrere Thiere von bedeutender Größe unterſcheiden, die bald um den Stamm her weideten, bald mit wilden Sätzen umherraſ'ten. Als

ſie ſich im Flußbade wälzten, glaubte er beim Blinken des Waſſers in dieſen Thieren Büffelochſen zu erkennen. Schnaubend ſchoſſen ſie wieder ans Ufer herauf, und indem Thalheim eine leiſe Bewegung machte, bemerkte er, daß ſie in die Luft empor ſchnüffelten und unter dumpfem Gebrumme den Baum heftig mit ihren Hörnern erſchütterten, dann aber ſchnell lautbrüllend fortrannten.

Furcht, oder augenblickliche Angſt für ſein Leben, empfand unſer Robinſon nicht. Sein Baum war ſtark genug, um ſelbſt dem Angriff eines Elephanten widerſtehn zu können; allein es war eine unbeſchreibliche Wehmuth, die er jetzt fühlte, als rings um ihn her nur Beſtien raſ'ten, und am Strome hinab bis zum Meere ſich ein ſo viellautiges Plätſchern, Grunzen, Brüllen und ſo ſeltſame Thierſtimmen hören ließen, wie er niemals in ſeinem Leben vernommen hatte. So einſam fühlte er ſein Weſen, — ſo ganz geſchieden und ſchrecklich weit von der theuern Mutter, — ſo unerbittlich hinweggenommen aus dem freundlichen Bezirk der ganzen Menſchheit, daß ſeine Sehnſucht ſich in häufigen Thränen auflöſ'te. Da ward es ſtille um ihn her; das ſilberne Doppelhorn des ſanften Mondes ſtieg aus dem Meere; kein wilder Laut des Lebens regte ſich mehr: — aber eine Nachtigall ſang in milden Tönen aus der Gegend der Grotte zu ihm herüber, und unter ihren ſüßen Klagen entſchlummerte er.

Es war ſchon heller Tag, als ihn ein Geräuſch erweckte. Eine Heerde Antilopen trank aus dem Fluſſe. Ihr ruhiges Weiden gab ihm die Hoffnung, daß gegenwärtig an dieſer Stelle nichts für ihn zu fürchten ſey. Bei ſeiner erſten Bewegung zerſtiebte das leichtfüßige Völkchen. Er ſtieg herab und erquickte ſich ſelbſt in der kriſtallklaren Fluth, um dann die neue Wanderung anzutreten.

Bis zu den Felſenwänden hatte er nicht weit mehr zu gehen. Er beſchloß daher, ſich ihnen auf einem Umweg zu nähern und vor allen Dingen zu unterſuchen, was für eine Bewandniß es mit dem unterirdiſchen Strome haben möge. In die Grotte vermochte er nicht weit einzudringen, weil dort das Flußbette nach kurzer Strecke den ganzen Raum einnahm. Er ſtieg alſo über derſelben die Höhe hinan, merkte ſich die wahrſcheinliche Richtung des Fluſſes, ſo genau es im dichten Walde möglich war, und nachdem er die Höhe erreicht, ſah er ſich bald am jenſeitigen Abhang des Berges. Aber er blickte dort über ſchroffes zackiges Geſtein in ſchwindelerregende Abgründe hinab; nur durch die Wipfel der, aus der Tiefe emporgewachſenen Bäume lachten ihn lichtgrüne Auen des Thales an. Dort mußte er hin! Dort mußte ſich's entſcheiden, ob die Inſel von Menſchen bewohnt ſey, oder nicht; und wenn ihm auch das letztere leider ſchon allzuwahrſcheinlich geworden, ſo ſehnte er ſich

doch wenigſtens nach Gewißheit. Es gelang ihm zwar, die tiefen Schluchten zu umgehen, allein ſein Weg war ſehr beſchwerlich und führte ihn ſo weit nach der rechten Seite in den Wald hinab, daß er endlich mit Schaudern in der nämlichen Gegend zu ſeyn glaubte, aus welcher her ihn geſtern die Stimme des Löwen erſchreckt hatte. Oft hörte er hier ein Wild, von ihm aufgeſcheucht, entfliehn, und bei jedem Geräuſch mußte er gefaßt ſeyn zum Kampfe auf Leben und Tod. Doch er gelangte glücklich am Fuß der ſteilen Abhänge an, und fand dort die Fortſetzung der Entdeckungsreiſe durch einen neuen Gegenſtand gehemmt, der ihn mit unbeſchreiblichem Entzücken erfüllte. Es war eine Verzäunung, — oder vielmehr ein aus lebendigen Bäumen aufgeführter Wall, der ſich unter den überhängenden Felſen hervorzog, und von da an durch die ebene Waldung fortlief. Derſelbe beſtand aus Akazien, welche ſo dicht an einander gepflanzt worden waren, daß Schaft und Krone der Stämme als feſt ineinander verwachſen erſchienen.

„O ſo finde ich euch denn endlich wieder, — rief er aus, während er begierig nach einem Eingang ſuchte, — ihr einzigen Weſen auf dieſem Erdballe, welchen ein fühlendes Herz zum Erbtheile gegeben ward! — Ich weiß, ich fühle es, ſo wie ich dieſes Werk eurer Hände überſchritt, war auch mein Leben wieder in Sicherheit! Hier iſt wieder menſchlicher Friede heimiſch; ich finde

meines Gleichen! — O, nehmt mich brüderlich auf! Laßt nicht mein verarmtes Leben den Ungeheuern der Wüſte zur Beute werden!“

Doch umſonſt war alles Suchen nach einer Oeffnung; jeden oft wiederholten lauten Ruf gab nur ein vielſtimmiges Echo zurück. Wollte Thalheim ins Innere des koloſſalen Zaunes gelangen, ſo blieb kein anderes Mittel, als denſelben zu überſteigen. Es gelang nur nach der äußerſten Anſtrengung; denn als er die Baumwipfel erreicht hatte, mußte er lange mit dem Meſſer arbeiten, um nur ſo viel Raum zu gewinnen, als die Möglichkeit des Hinüberſchwingens erforderte. Doch das Niederſteigen jenſeits war dann weniger gefährlich und mühſam, als das Hinanklettern; denn auf dieſer, gegen die Sonne liegenden Seite waren viele Bäume bis faſt zum Boden hinab mit Aeſten bewachſen, die ſtatt einer Leiter dienten.

So ſtand denn unſer Freund nach einigen Stunden, herzlich müde, aber ſonſt völlig unbeſchädigt, im neu entdeckten Lande da, und dankte dem Himmel für ſeine Rettung aus der Gewalt der Löwen, Tieger und Büffel, die jetzt für ihn kaum mehr zu exiſtiren ſchienen. Zwar zeigte ſich ſeinen ſehnenden Blicken, außer dem Zaune ſelbſt, nirgends eine Spur von menſchlichen Bewohnern; und ſeit funfzig Jahren (ſo alt ſchätzte er ungefähr die Pflanzung) konnte jenes Geſchlecht, welches einſt an dieſe

Küſte geworfen ward, wohl wieder ausgeſtorben ſeyn: allein er fühlte hier doch nun einmal den feſten Glauben an Lebensſicherheit, und trat daher mit inniger Luſt in ein ſchönes Fruchtwäldchen ein, das freilich einen weit milderen Charakter trug, als der wilde Forſt, aus deſſen Schreckniſſen er ſo eben herkam.

Bei ſeinem Austritt aus dieſem Wäldchen lag das Ziel ſeiner heutigen Wanderung, ein ſchönes Thal von anſehnlicher Breite und Länge, vor ihm da, durchſchlängelt von dem Fluſſe, der ihn zu dieſer Entdeckungsreiſe veranlaßt hatte, und der ſich nicht weit von ſeinem Standorte unter dem Berge verlor. Das Thal ſah er faſt allenthalben von hohen Felſenmaſſen umgeben, in ſeinem Innern aber von der Natur ſo anmuthig ausgeſtattet, und mit ſo mannigfaltigem Farbenreichthum der ſüdlichen Himmelsſtriche geſchmückt, daß der Entzückte plötzlich in ein Paradies verſetzt zu ſeyn glaubte. Auf den weidereichen Auen ſah er hier und da eine Art wilder Ziegen graſen; die Gebüſche waren von prachtvoll beſiederten Vögeln bevölkert, und die Obſtbäume prangten mit den edelſten Blüthen und Früchten zugleich.

Thalheim durchwatete nun den kleinen Fluß und ſah ſich eben nach einem niedrigen Obſtbaume um, der ihm die erſte gaſtfreundliche Gabe darreichen ſollte, als er in einiger Entfernung eine Geſtalt von ſeltſamer Art, im

Schatten eines vollblühenden Granatbaumes liegend, bemerkte.

Zagend wußte er nicht, ſollte er das namenloſe Ding für ein Paar nebeneinander ruhende Ziegen, oder für irgend ein unbekanntes Thier der Wüſte halten. — Jetzt, als er es gewagt hatte, behutſam näher hinan zu ſchleichen, überzeugte er ſich mit Erſtaunen, es ſey ein ſchlummernder Menſch. Dem Anſcheine nach ein achtzehnjähriger Jüngling von ſchöner herkuliſcher Geſtalt, wiewohl ſehr von der Sonne gebräunt. Ganz nackt lag er auf Ziegenfellen hingeſtreckt, neben ihm eine Keule, deren furchtbare Größe ſeltſam gegen das, im Schlummer lächelnde, Menſchenantlitz abſtach. Unerſchreckt von dieſer Waffe, trat Thalheim immer näher herzu; ja die unbeſchreibliche Freude, hier in dieſer nur von Thieren bewohnten Wildniß einen Menſchen, — wenn auch einen Wilden, — gefunden zu haben, und die Sehnſucht ihn zu wecken, trieb ihn, ſich an die Seite des Schlafenden niederzulegen, und in ſeinem Entzücken ihm einen Kuß auf die breite Bruſt zu drücken. Einige Früchte, die er von den Bäumen gepflückt, hielt er in Bereitſchaft zur erſten Freundſchaftsgabe beim Erwachen. Seine Ungeduld führte es endlich herbei, als er ihm die Wangen ſtreichelte, um welche der zarte Flaum des Bartes ſproßte. Wie nun der unbekannte Menſch die großen, blauen Augen aufſchlug, nahm Thalheim ſogleich eine

Feige in den Mund, und ſteckte die andere zwiſchen die Lippen des Erwachten. Der großäugige Wilde lächelte, das Geſchenk zerkauend; dann aber, als die Beſinnung des Erwachens ganz zurück gekehrt war, ſtarrte er mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens die fremde Erſcheinung an, und ſtieß aufſpringend ein faſt wieherndes Geſchrei aus. Thalheim ging auf ihn zu, und jener that ungeberdig einige Sprünge, um zu entfliehen.

Das war freilich ein traurig tiefer Grad von Wildheit, vor welchem Thalheim erbebte, und der ihm auch leider nur allzudeutlich bewies, daß dieſes arme Weſen, außer ihm, wohl das einzige menſchliche auf der ganzen Inſel ſeyn müſſe, doch verzagte er noch nicht, ihn zum Freunde zu gewinnen. Er holte ſein Fläſchchen Arrak, das er bisher ſorgſam geſchont hatte, hervor, trank ein wenig, und reichte es Jenem hin, wie vorher die Feige. Zitternd kam er näher, ſprang von neuem zurück, kehrte wieder — und endlich behielt die Neugierde doch die Oberhand. Er litt es, daß ihm Thalheim einige Tropfen in den Mund gießen durfte, und gab mit lautem Geſchrei ſein Wohlgefallen zu erkennen; und wieder ſtreichelte ihm der Freund ſanft die Wangen, und bemerkte mit Vergnügen, daß er dazu lächelte, und ihm dieſelbe Liebkoſung zu machen verſuchte, wobei er ſich ſichtlich in Acht nahm, Thalheimen mit ſeinen ſcharfen krallenartigen Fingernägeln zu verwunden, indem er deſſen ſanftere

Hände aufmerkſam betrachtete. Plötzlich ſchoß er wie ein Pfeil auf zwei in der Nähe weidende Ziegen los, packte eine davon, und trug ſie in vollem Rennen zu Thalheimen hin, legte ſie dort auf den Rücken, ſich darneben, und nun fing er aus ihrem vollen Euter zu trinken an, welches das Thier, vermuthlich ſchon daran gewöhnt, geduldig litt. Thalheim legte ſich neben ihn, und da Jener bei dieſer Bewegung lächelnd aufſprang, ſo glaubte der Freund, ihn verſtanden zu haben, und trank die ſüße Nahrung mit großem Appetit, während der Wilde ſchon mit frohem Geſchrei eine andere Ziege herbei trug. Aber Thalheim hatte die fette Milch ſo ungemein labend und köſtlich gefunden, daß er weder Hunger noch Durſt mehr fühlte, und daher allerlei Zeichen der Verneinung machte, worauf Jener endlich die beiden Thiere laufen ließ, und nun eine gewiſſe verlangende Miene annahm, welche ſeinen Gaſt an das Arrakfläſchchen erinnerte. Mit Freuden zog er daſſelbe nochmals hervor, gab ihm aber, wie vorhin, nur wenige Tropfen, um der einfachen Natur nicht zu ſchaden. Er lachte wieder laut auf, und Thalheim bemerkte, daß dieſes Lachen vollkommen menſchlich und wohlklingend, alle Töne der Furcht und des Erſtaunens aber faſt ganz thieriſch waren. Er benutzte übrigens dieſe neue Annäherung wieder ſo viel möglich, um den Friedensbund immer feſter zu knüpfen; er liebkoſ'te den wilden Jüngling und ſchloß ihn endlich ſanft

in die Arme. Auch das erwiederte er, und Thalheim fühlte in dieſem ſeligen Augenblicke nicht den kleinen Schmerz, welchen die barbariſchen Klauen ſeiner Schulter verurſachten, ſondern er fühlte nur die ſanften Schläge der brüderlichen Bruſt an der ſeinigen.

Da der Wilde großes Gefallen an ſeinem Hute zu finden ſchien, ſo ſetzte er ihm denſelben auf. Er ſprang ſogleich zum Fluſſe, beſah ſich dort, und kehrte lachend zurück um in dem neuen Putz mit dem neuen Bruder, — deſſen gleiche Gattung ſeinem Verſtande nunmehr einzuleuchten ſchien, — unter allerlei poſſirlichen Sprüngen zu ſpielen. Aber plötzlich blickte er ſtarr nach einem nahen Baume hin, warf den Hut von ſich, ergriff ſeine Keule und eilte fort. In dieſem Augenblick ſah Thalheim zwei Affen aus den Zweigen jenes Baumes herabſpringen, welche der Wilde mit Wuth verfolgte. Er erhaſchte bald den Einen, und ſchmetterte den Dieb ſeiner Früchte mit leichtgeſchwungenem Kolben zu Boden; der Andre rettete ſich ſchreiend in die hohe Verzäunung. Doch ſein Verfolger kletterte ihm mit der Gewandtheit und Schnelligkeit einer Katze nach, und erreichte ihn glücklich im Gewirre der oberſten Wipfel, um auch dieſen Räuber todt herabzuſtürzen. In wenigen Minuten ſtand er wieder vor dem Gaſte, und dieſer konnte ſich in der lebhaften Bewunderung des kraftvollen, leichtfüßigen Jägers nicht enthalten, ihm zur Belohnung noch ein

Schlückchen aus der Flaſche zu reichen. Sie legten ſich, nun ſchon an einander gewöhnt, wieder in den Schatten des Granatbaumes nieder. Hier entkleidete ſich Thalheim, theils weil er ſich nach einem erquickenden Flußbade ſehnte, theils um ſeinem Wirthe auch den letzten Zweifel zu benehmen, daß er mit ihm von einerlei Gattung ſey. Des Wilden Erſtaunen über die weiße glänzende Haut und die zarte Form der jugendlichen Glieder, die man mit Recht ſchön nennen konnte, gab ſich durch einen gewiſſen rührenden Ausdruck ſeines Blickes und ſeiner Bewegungen kund. Thalheim eilte in die kühlen Fluthen und der Geſellſchafter blieb ihm immer zur Seite. Beim Ankleiden zog er dem Nackten ſeinen Rock an. Er wollte damit nicht nur ſeinen freundlichen Wirth beſchenken, ſondern er that es auch, um ihn bei Zeiten ein wenig menſchlicher, ſich ſelbſt aber allmälig rauher zu gewöhnen, da ihm Beides gleich nöthig zu ſeyn ſchien. Dann zog er ſein Meſſer und die Brieftaſche hervor, — Gegenſtände, deren Anblick dem wilden Jüngling ein neues Erſtaunen erregte. Thalheim zeigte ihm alles vor; machte ihm am nächſten Zweige aufmerkſam auf den wichtigen Gebrauch des Meſſers, worüber dieſer vor Freuden hüpfte, nahm dann eine Nadel und Zwirn heraus, welche mit zu dem Inhalt der Brieftaſche gehörten, und heftete einige von den Fellen, die dem Wilden zur Lagerſtätte gedient hatten, zu einer Art von Mantel zu-

ſammen, den er über die Schultern hing. Er wollte dadurch dem Freunde zu verſtehen geben, daß er des Rokkes nicht weiter bedürfe, ſondern im Stande ſey, ſich ſelbſt einen neuen zu machen.

Ein Regenſchauer zog jetzt über ihnen hin, und Thalheim wandte ſich, die Tropfen auf ſeiner Hand vorzeigend und nach den Wolken deutend, mit fragender Miene an den Wilden. Alles Fragen und Antworten war freilich noch mit großen Schwierigkeiten verbunden, und nur über die Bejahungs- und Verneinungszeichen ſchienen ſie Beide ziemlich einig zu ſeyn. Der Inſulaner hatte zwar, beſonders ſeit ihn der geſchenkte Rock zutraulicher gemacht, in allerlei ſeltſamen Tönen geplaudert, aber ſein Gaſt konnte darin höchſtens eine Art von Melodie zu ſeinen wohlwollenden Mienen entdecken. Demungeachtet fuhr Thalheim fort, recht laut und deutlich mit ihm zu ſprechen, weil er glaubte, nur während des Sprechens eines hinlänglich bezeichnenden Mienenſpieles mächtig zu ſeyn. Da er nun jetzt, als die trüben Wolken ihre ſchweren Tropfen herabfallen ließen, zu erforſchen ſuchte, ob der wilde Menſch kein anderes Obdach beſitze, als den Baum, bemerkte er, unter vielen Lauten, die ſich faſt alle auf A endigten, oft ganz deutlich das Wort Mama, wobei der Wilde jedesmal mit den Armen nach ihm griff. Das erregte ſeine volle Aufmerkſamkeit, und ſobald er ein Bejahungszeichen zur Ant-

wort gab, rannte Jener ſo ſchnell davon, daß Thalheim unmöglich folgen konnte, und ihn durch öfteres Rufen in ſeinem Laufe hemmen mußte.

So kamen ſie bald zu einer mit blühendem Geſträuch bewachſenen Felswand. Hier öffnete ſich eine geräumige Höhle, und am Eingange waren einige Ziegen- und Antilopenhäute an den Zweigen aufgehängt. Auch im Innern ſah er ſolcher Häute viele herumliegen. Der Bewohner legte ſich auf den Boden, und bedeckte ſich mit ſeinen Fellen; welches Thalheim nicht anders deuten konnte, als daß hier ſein Nachtlager ſey. Denn er ſprang ſogleich wieder auf, als Jener die aufgeſchütteten Vorräthe von Früchten, die zum Theil verdorben waren, betrachtete, und gab dem Gaſte die ſchönſten auf eine gar zu handgreifliche Weiſe zum Geſchenk, indem er ſie ihm in den Mund zu ſtopfen ſuchte. Eine Freundſchaftsbezeigung, welche wahrſcheinlich Thalheim ſelbſt durch die Art ſeiner erſten Gabe veranlaßt hatte. Dann winkte der Höhlenbewohner nach einem dunkleren Winkel hin, und wiederholte mit einer kläglichen Stimme das Wort „Mama." Thalheim folgte ihm zur Stelle, und ſchauderte zurück; — denn er entdeckte dort Menſchenknochen, mit jenen ſcheuslichen Reſten von Moder bedeckt, welche ehmals der Gefräßigkeit der Würmer zu ſchnell vertrocknet waren. — Jetzt lag unſerm Freunde mit einem Male die ganze Geſchichte des armen Weſens aufgedeckt

vor Augen, das mit trübſeligen, herzrührenden Mienen neben ihm ſtand. Ohne Zweifel hatte er als kleiner Knabe einige Jahre mit der Mutter auf dieſer Inſel gelebt. Sie war ihm geſtorben. Der eingepflanzte Trieb der Selbſterhaltung und die kräftige Natur des Knaben, wahrſcheinlich auch die ſchon früher gezähmten Ziegen, die innerhalb der Verzäunung weideten, hatten ihn vor dem Untergang geſchützt; aber er war allmählig verwildert. Den Leichnam hatte das unglückliche Kind aus natürlicher Liebe nicht verlaſſen. Für Thalheim war der Gedanke, daß das arme Geſchöpf während der erſten Jahre ſeines verwaiſ'ten Lebens in dieſer verpeſteten Luft geathmet habe, ſchauderhaft. Die ganze Scene hatte ihn unausſprechlich ergriffen, ſo daß er ſeine Thränen nicht mehr ſtillen konnte. Der dabei ſtehende Wilde behielt zwar trockne Augen, aber die Bruſt hob ſich mächtig, und ſeltſame ſchauerliche Töne des Schmerzes drängten ſich von Zeit zu Zeit daraus hervor.

„Ach Gott! rief Thalheim laut: wärſt du zur Menſchlichkeit erwacht, du armer lieber Freund, wie würden dir jetzt meine Thränen ſo wohl thun!“ Thalheim dachte an ſeine eigne geliebte Mutter, die ihn ohne Zweifel als verloren beweinte, und das erhöhte noch ſeine ſchmerzliche Rührung. Den Wilden ſchien dieſe Erweichung ganz ſanft und ſtill gemacht zu haben. Er holte einige von ſeinen geſammelten Früchten herbei, und

legte ſie vor das Todtengerippe hin; dann ſah er Thalheim trübſelig an, um anzudeuten: die Mutter könne nichts mehr eſſen. — Der Menſch hatte in dieſen Augenblicken unbeſchreiblich tiefer Rührung unbedingte Gewalt über den Wilden gewonnen. Er war ſein Herr geworden. Darum folgte dieſer ihm auch willig, als er ihn zur Höhle hinaus winkte. Dort ſcharrte Thalheim mit einem Pfahle, den ſein Meſſer zum Spatel geformt hatte, eine Höhlung in das lockere Erdreich; pflückte dann von den Büſchen umher die duftenden Blüthen ab, ſtreute ſie ins Grab, und befahl dem Wilden, das Skelett herauszutragen. Dieſer ſchien ungern zu gehorchen, aber er mußte wohl. Die mürben Knochen lagen nun in ihrer Ruheſtätte. Thalheim kniete nieder, und ſprach ein Gebet, wie er vielleicht vormals noch keines auf der Kanzel geſprochen, und ſcharrte dann die Erde über die Gebeine hin. Der Wilde blieb beim Grabe ſitzen, ohne ein Auge vom Freunde zu verwenden.

Thalheim ging hierauf zur Höhle zurück, ſonderte dort das gute Obſt von dem verdorbenen aus, bewahrte jenes in einer kleinen Seitengrotte auf, und ſchnitt ſich dann einige Dornbüſche ab, womit er die Höhle von Grund aus fegte und ſäuberte. Dann bereitete er von den daliegenden Fellen zwei Lagerſtätten, — ſeine eigne in jenem Winkel, wo die „Mama" gelegen hatte; und die für ihren armen Sohn, an der gegenüber liegenden Wand.

Im Eifer über dieſen Arbeiten hatte Thalheim ſeinen wilden Freund ganz außer Acht gelaſſen. Er fand ihn noch neben dem Grabe liegen, führte ihn nun in ſeine Wohnung, und zeigte ihm die jetzt beſſer aufbewahrten Früchte und die ganze neue Einrichtung, wobei Jener ſtill vor ſich hinlächelte.

Da der Abend ſchon zu dunkeln begann, ſo warfen ſich beide Schlafgeſellen auf das weiche Lager hin, und ſobald der Anfangs unruhige Wilde ſtill geworden, ſchlummerte auch Thalheim ein. Aber nach einigen Stunden weckte ihn das immer lauter werdende Murmeln ſeines Nachbars, und als er ſich emporrichtete, ſah er ihn die Höhle verlaſſen. Er folgte ihm leiſe, und erblickte ihn bei dem hellen Mondenſchein am Grabe ausgeſtreckt. Die lange Gewohnheit, neben der Mutter zu ruhn, hatte ihn hinausgetrieben. Thalheim nahte ihm, ſprechend: „Fürchteſt du etwa, ich wolle dich aus deiner Höhle vertreiben, du gutes Weſen? — O könnteſt du es doch fühlen, wie gut es der Bruder mit dir meint!"

Der Wilde war aufgeſprungen, und ſeine Geberden deuteten an, daß er die „Mama" wieder ausgraben und in die Höhle zurückbringen wolle. Thalheim verneinte dies lebhaft, und brachte ihn allmälig davon ab. „Blicke nicht immer auf dieſes Grab nieder, — ſprach er mit einem Ausdruck, als ob Jener ihn verſtände: — Sie iſt nicht hier, die du ſuchſt! Dort oben iſt ſie über den

Sternen; — nur dort wirſt du ſie einſt wiederfinden! (Hier drückte er ihn ſanft an ſeine Bruſt.) O komm' und ſchlafe ruhig, du lieber, unglücklicher Menſch! — Du ſchläfſt ja neben einem Bruder, der auch nicht glücklich iſt!" — Und, als faßte er den Sinn der Worte, folgte der Wilde ruhig zur Schlafſtelle zurück. Hier ſuchte Thalheim ihm anzudeuten, daß er ſelbſt jetzt die Stelle ſeiner Mutter vertrete. — Es war eine rührende Verſtändigung zwiſchen zwei guten Menſchen. Sie endigte damit, daß Beide ſich abermals niederlegten, um ſehr ruhig bis zum hellen Morgen fortzuſchlafen.

Thalheim beſchloß nun, ſeinem Wilden den Namen Heinrich Kraft zu geben, wobei er ſich eines unvergeßlichen Jugendfreundes erinnerte. Gleich am nächſten Morgen machte er ſich's zum Geſchäft, ihn dieſen Namen ſowohl, als den Namen Friedrich Thalheim, ausſprechen zu lehren. Das fand nun freilich große Schwierigkeiten; doch ſchienen ſie überwindlich, da ſich die Sprachorgane des Naturſohnes ſchon Anfangs geſchmeidig zeigten, und alſo bloß Geduld erforderlich war, das alte Kind deutſch reden zu lehren. Er hatte bisher nur drei ſprachähnliche Worte von ihm gehört: „Mama, Wella, und Boſcha." Das Wella entfuhr ihm zuweilen, wenn er bejahen wollte; und Boſcha, wenn er nach dem Walde hinwies. Dies brachte Thalheim auf die Vermuthung, ſeine Sprache möge wohl holländiſchen

Urſprungs, und alſo ſein Freund im Grunde deutſcher Abkunft ſeyn. Zunächſt mußte ihn ihre gemeinſchaftliche Sicherheit beſchäftigen. Die Höhle ſchien zwar ein leidlicher Aufenthalt, aber inwiefern man darin, und innerhalb der Verzäunung, ſicher vor wilden Thieren ſey, das wußte er ſelbſt noch ſo wenig gewiß, als es ſein ſprachloſer Freund ihm zu ſagen vermochte; und es bedurfte dieſer offenbar auch weniger Sicherheit, als er ſelbſt, indem ſein Heinrich, — denn ſo nannte er ihn von nun an, — unſtreitig der Stärkere war, und ſich im höchſten Nothfalle mit ſchnelleren Sprüngen auf die Bäume retten konnte. Vor allen Dingen wollte er, ſo lange als ſein Meſſer ausreichte, Waffen für ſich und den Gefährten bereiten, und aus den Weidenſchößlingen am Fluſſe eine Gitterthüre verfertigen, um Abends den Eingang der Höhle verſchließen zu können. Dann erſt wollte er von dieſem ſichern Punkte aus die noch unbekannten Gegenden der Inſel bereiſen. Bis dahin hoffte er auch ſeinen Freund, wenigſtens in der Zeichenſprache ſo weit zu bringen, daß er ſich ihm vollkommen verſtändlich machen könnte. — Noch mit dieſem Plane beſchäftigt, mußte er in die Höhle flüchten. Heftige Gewitter mit ſtarkem Regen folgten ſich unabläſſig. — Aus langer Weile fiel ihm ein, daß er vor einigen Tagen dürre Tabaksſtauden in der Nähe bemerkt hatte, und daß ſich unter ſeinen wenigen geretteten Habſeligkeiten eine Ta-

bakspfeife befand. Er zog ſie, — wie er wohl ſonſt zuweilen in müßigen Stunden gethan, — hervor. Sein Feuerzeug, längſt ausgetrocknet, befand ſich wieder im beſten Stand. Aber indem die Funken die dunkle Höhle erleuchteten, ſtürzte der Wilde mit Geſchrei hinaus, und war kaum wieder zu begütigen. Thalheim erſtaunte über die gewaltige Wirkung, welche der Anblick des Feuers auf dieſen Naturſohn machte, fand ſie aber dann doch natürlich, und trat mit der ſchon brennenden Pfeife vor den Furchtſamen hin. Dieſer ſchrie laut auf, als er jetzt die Rauchwolken hervorwirbeln ſah, und es dauerte eine gute Weile, eh' er ſich bewegen ließ, das Feuerzeug in die Hand zu nehmen, und nach vielfachen vorgemachten Proben, ſelbſt zu verſuchen. Eine Aeußerung des Wilden war dabei dem Lehrer befremdend. Er ſchien nämlich, ſo oft die Funken aufſprühten, vom heftigſten Schrecken ergriffen, wobei er auf ſeinen Arm deutete. Als Thalheim die bezeichnete Stelle näher betrachtete, entdeckte er eine Narbe in der Haut, und konnte nicht anders vermuthen, als daß der Jüngling irgend einmal durch ein Schießgewehr verwundet worden ſeyn müſſe. Auf Thalheims eifrige Zeichenfragen, winkte Heinrich nach dem Felſen hin, und jener folgte ihm trotz dem ſtürzenden Regen nach. Er bemerkte im Fortgehen, daß die Schritte des Wilden immer langſamer und ängſtlicher wurden. — An einer ſteilen Wand bezeichnete er jetzt eine Stelle,

wo er in die Tiefe hinab deutete und öfters das Wort „M a m a“ wiederholte, ſo daß Thalheim vermuthete, ſie müſſe hier wohl ihren Tod gefunden, und ihr Leichnam erſt ſpäter vom Sohne in die Höhle gebracht worden ſeyn. — Er ließ ſich weiter führen. Plötzlich, als ſie ſich um eine Ecke der Felswand drehten, ſah er mit dem höchſten Erſtaunen gerade vor ſich ein Haus ſtehen. Ein ſchönes, regelmäßig aufgemauertes, nach europäiſcher Art mit Fenſtern verſehnes Wohnhaus; aber nur die äußere Wand war ſichtbar. Sie ſchien die Oeffnung einer großen Felſenhöhle zu verſchließen, in deren innerem Raume ſich die Wohnzimmer befanden. Die Thüre ſtand offen.

Je freudiger Thalheim aufſchrie, deſto ängſtlicher bemühte ſich Heinrich, ihn zurückzuhalten. Aber unbeſorgt vor jeder Gefahr, bedeutete er den Furchtſamen, hier ſeine Zurückkunft zu erwarten, und ſchritt muthig durch die Pforte ins Innere des Gebäudes. Er trat in eine geräumige Vorhalle, deren Tiefe ſich im Dunkel verlor. Links erblickte er eine verſchloſſene, Rechts aber eine offene Thüre. Durch dieſe eintretend, ſah er ſich in einer Gewehrkammer, welche mit Waffen aller Art, auch mit Pulvervorräthen und anderm Schießbedarf reichlich verſehen war. Hier fiel ihm denn auch ſogleich der Gegenſtand in die Augen, der ſeinem Heinrich eine ſo unüberwindliche Furcht eingejagt hatte. Es war eine am

Boden liegende, abgeſchoſſene Piſtole. Wahrſcheinlich hatte Heinrich ſchon in ſeinem verwilderten Zuſtande dieſes Haus entdeckt und ſich mit jenem Schießgewehre am Arm verwundet, um dann den Schreckensort auf immer zu meiden.

Thalheim ſuchte ihn auf der Stelle mit der gefährlichen Waffe einigermaßen zu verſöhnen. Er lockte ihn hinein, und zeigte ihm vorſichtig den Gebrauch des Gewehres, indem er Anfangs nur wenige Pulverkörner losbrannte, und nach und nach die Ladung verſtärkte. Dann ſchoß er eine Kugel auf den nahen Baum, und ſuchte ihn dadurch begreiflich zu machen, wie es mit der Verwundung ſeines Armes zugegangen ſey. Wenn Heinrich auch noch nicht zu bereden war, das Schießgewehr in die Hand zu nehmen, geſchweige denn loszudrücken, ſo folgte er doch wenigſtens ſeinem Führer willig in das Innere des Hauſes.

Thalheim fand mehrere, der Reihe nach auf einander folgende, Zimmer, und in deren Mitte einen ſchönen Saal. Ein langer Gang lief an den Thüren der Zimmer hin, und auf der andern Seite öffneten ſich große Gewölbe, die ſich ins Innere der Felswand zu erſtrecken ſchienen. Aus jenem Gange kamen ſie durch eine Wendeltreppe zum oberen Raum. Aus den Fenſteröffnungen deſſelben blickte man über niedrige Felſenklippen hinaus in das unermeßliche Meer.

Beim Eintritt in dieſen oberen Raum fanden ſie zahlreiche Geſellſchaft, — freilich nur von Tauben, die durch die zerbrochenen Fenſter Eingang gefunden, und überall geniſtet hatten. Sie waren ſo wenig ſcheu, daß ſie nicht aus ihrer Wohnung vertrieben werden konnten; auch war dem Entdecker dieſer zahlreichen Kolonie wenig an ihrer Vertilgung gelegen, da er ſogleich den Nutzen, den ſie ihm gewähren konnten, zu ſchätzen verſtand.

Von dieſen Gemächern aus führte eine Felſentreppe noch höher aufwärts auf eine Platforme, — und welch ein Anblick öffnete ſich dort dem entzückten Thalheim! — Hier, wo man den größten Theil der Inſel überſah, und in die blaue unendliche Fläche des Weltmeeres hinausſchaute, — auf dieſer prachtvollen Höhe war ein Garten angelegt, mit Fruchtbäumen, Weinlauben, Gemüß- und Blumenarten aus der europäiſchen Heimath geſchmückt. Wie romantiſch und üppig rankte ſich überall die Blüthe mit der Frucht zuſammen! Aber wie traurig ſchön mußte jetzt all' dieſe Herrlichkeit einem fühlenden Menſchen erſcheinen, in ihrem, gewiß ſchon ſeit mehr als Einem Jahrzehend eingetretenen Verfall!

Sie ſtiegen hierauf vermittelſt eingehauener Stufen bis zum Strande abwärts, und hier glaubte Thalheim die ſchreckliche Stelle zu erkennen, wo das Schiff ſeines Räuberhauptmanns den Untergang gefunden hatte. Uebrigens enthielt dieſer von Wellen umſpülte Platz nichts

Merkwürdiges, außer dem Eingang in eine Höhle, die ſich nach der Gegend des Hauſes hinzuziehen ſchien. Thalheim wollte ſie ein andermal näher unterſuchen, und kehrte jetzt auf dem vorigen Wege zurück. Ganz verſunken in das Andenken an ſein geliebtes Vaterland, fühlte er jetzt, jemehr er in den Gemächern des Hauſes den reichen Segen kennen lernte, den Gott beſcheert hatte, zunächſt eine unüberwindliche Luſt, heute einmal auf europäiſche Art zu eſſen. Er zündete vor allen Dingen Licht an, und öffnete dann das Küchengewölbe, in deſſen Mitte er an einem Pfeiler eine große Schiffslampe hängen ſah. Aus der Größe des daneben ſtehenden Oelgefäßes ſchloß er, daß dieſe Lampe ehmals wohl Tag und Nacht hindurch geleuchtet haben möge, — und das ſollte ſie nun aufs Neue, da es ihr, ſo lange die beiden Bewohner der Inſel auf die Thiere derſelben Jagd machten, wohl nicht an Nahrung gebrechen konnte.

Sobald das Licht der vielfachen Röhren dem Gewölbe ſeine Beleuchtung gab, erhob Heinrich ein Freudengeſchrei über den Glanz der vielen metallenen Gefäße, die an allen Wänden ſichtbar wurden. Es fand ſich hier alles in der beſten, reinlichſten Ordnung. Ein Waſſerſtrahl rieſelte aus dem Felſen in ein Becken herab; ſelbſt an Holzvorrath fehlte es nicht, ſo daß Thalheim gleich das Feuer auf dem Herde anſchüren, Waſſer beiſetzen, und einige junge Tauben aus dem Gipfel des

Felſenhauſes zur kräftigen Suppe zurichten konnte. Die Tafel wurde im Saale zubereitet, wo ſich das Tiſchgeräthe aufbewahrt fand. Nach dem Eſſen mußte Heinrich eine Ziege herbeiholen; Thalheim lehrte ihn, ſie zu melken; nun wurde Kaffee gekocht und trefflicher Knaſter dazu geraucht. Mehr als Alles behagte dem Wilden der Kaffee; denn das Eſſen in Thalheims Manier wollte ihm weder gelingen, noch gefallen.

So hatten denn die beiden Inſulaner vom verlaſſenen Hauſe förmlich Beſitz genommen, und Thalheim wollte jetzt vor allen Dingen ihre ſämmtlichen Habſeligkeiten unterſuchen und ordnen. Damit brachten ſie länger als zwei Wochen zu; die Arbeit war aber um ſo angenehmer, da ſie jetzt mitten im Winter lebten, welcher unter dieſem glückſeligen Himmelsſtriche nur in einer kurzen Regen- und Gewitterzeit beſtand. Thalheim überzeugte ſich allmählig, daß es ein nach der afrikaniſchen Küſte beſtimmtes Koloniſten-Schiff geweſen ſeyn müſſe, welches hierher verſchlagen worden. Seine Bewohner hatten vermuthlich bei der Unbrauchbarkeit des geſtrandeten Fahrzeuges aus Noth, vielleicht auch, weil ihnen das geſegnete Eiland gefiel, ſich hier anzuſiedeln entſchloſſen, und ſo dieſe großen, ſchönen Anlagen begonnen. Welcher Zufall aber ihre gänzliche Vertilgung, bis auf ein einziges unglückliches Kind, herbeigeführt haben möge, ob bösartige Krankheiten, oder der Kampf mit

wilden Thieren, oder ein feindlicher Ueberfall wilder Völkerſtämme von einer andern Inſel her, — das blieb noch zur Zeit ein unauflösliches Räthſel. Die hier aufbewahrten Vorräthe, großentheils gut erhalten, waren ſo mannigfaltig und ſchienen ſo genau für die Bedürfniſſe einer neuen Anſiedelung berechnet, daß man viele derſelben auf einem gewöhnlichen Kauffahrteiſchiff nicht gefunden haben würde.

Alle Zimmer des Hauſes waren durch dickes Mauerwerk abgetheilt, die Höhe derſelben bedeutend, doch nicht bei allen gleich, da die Decke des Ganzen aus der natürlichen Wölbung der Felſenhöhle beſtand. Wände und Fußböden waren überall mit ſchön gewürkten, zum Theil koſtbaren Teppichen überkleidet. Die Geräthſchaften der Zimmer ließen in Rückſicht der Zierlichkeit manches zu wünſchen übrig. Deſto ſchöner waren die aufgelegten Polſter und Matratzen, wovon ſich auch im oberen Raume noch ein beſonderer Vorrath für mehr als zwanzig Betten fand. Die Schmiede- und Schloſſerwerkſtätte war im Küchengewölbe angelegt; die übrigen Arbeitsplätze fanden ſich auf einem, ſeitwärts vom Hauſe gelegenen Raum, wohin der Wilde noch nie gekommen war, und wo, außer einigen kleinen Kanonen, auch ein ziemlich brauchbarer Räderkarren entdeckt wurde. Thalheim ſuchte am eifrigſten nach Literalien; aber alles Papier war zerſchrotet bis auf einen unbeſchriebenen Vorrath,

der ſich in einem blechernen Kaſten nebſt andern Schreib=materialien beſſer verwahrt fand. Auf dem umherliegenden, von Mäuſen oder Inſekten zerfreſſenen, waren unzuſammenhängende holländiſche Worte kaum noch lesbar. Von dem ebenfalls zerſtörten kleinen Büchervorrath fand ſich zu Thalheims großer Freude eine Bibel, durch den ſtarken Einband mit ſilbernen Schlöſſern geſchützt, vollkommen gut erhalten.

An Wäſche und Kleidungsſtücken aller Art war großer Ueberfluß vorhanden. Mehrere Militär=Uniformen zeigten den Stand ihrer ehemaligen Beſitzer an; aber die größere Menge von Frauenkleidern, nebſt den dazu beſtimmten linnenen und ſeidenen Stoffen gab zu erkennen, daß der weibliche Theil die Mehrzahl der Geſellſchaft ausgemacht haben müſſe. Von den Lebensmitteln hatte ſich beſonders in den oberen trocknen Räumen vieles zur Verwunderung gut erhalten, und an Zucker, Kaffee, Chokolade, Thee, Oel, Salz und Tabak gab es unverwüſtliche Vorräthe. Große Ballen, welche indiſche Gewürze zu verſchließen ſchienen, blieben vorläufig noch uneröffnet. Im Kellergewölbe, das mit Fäſſern und Flaſchen wohl verſehen war, überraſchte Thalheimen der glückliche Fund eines Faſſes voll des edelſten Weines, worüber er in der erſten Freude ſeinen Freund, den er als den eigentlichen Beſitzer aller dieſer Schätze betrach=

tete, die er nur jetzt einſtweilen unter vormundſchaftliche Verwaltung nahm, — feſt in die Arme ſchloß.

Die ganze Wohnung war nunmehr unterſucht und in Ordnung gebracht, auch von allem Moder aufs Beſte gereiniget. Die Tauben flogen jetzt aus einem Breterverſchlage durch ordentliche Fluglöcher ein und aus, und die Ziegen, etwa funfzig an der Zahl, wurden Abends in eine Höhle eingetrieben, um die nöthige Milch zu liefern. Alle verdorbene Lebensmittel hatten die neuen Bewohner durch einen entdeckten unterirdiſchen Gang nach dem Geſtade gebracht und in die See verſenkt. Da ſich dort bald eine große Menge von Fiſchen verſammelte, ſo beſtimmten ſie dieſen Platz zu einer beſtändigen Fütterung, und ſelten hoben ſie des Morgens ihre Nachtſchnüre, ohne einen reichen Fang zu thun. An Nahrungsmitteln und Kleidung konnte es ihnen alſo nun gar nicht mehr mangeln.

Sie wohnten auch äußerſt geſund; denn nachdem ſie alle Räume gründlich geſäubert und gelüftet hatten, war nirgends mehr ein moderhafter Geruch, wie Anfangs zu ſpüren, ſondern vielmehr ein leiſer angenehmer Duft von Gewürzen, wie man ihn in der Nähe indiſcher Waarenhäuſer bemerkt.

In kurzer Zeit war Heinrich, den wir ſchon nicht mehr den Wilden nennen dürfen, ein ganz andrer Menſch geworden. Jene thieriſchen Waffen, die er nun

entbehren konnte, die Nägel an Händen und Füßen, waren jetzt ſäuberlich beſchnitten; er trug die glänzend ſchwarzen Haare kurz eingeſtutzt, feine Wäſche über der weißer werdenden Haut, kleine Jagdſtiefeln an den Füßen; den männlich ſchönen Körper in eine prächtige Uniform gehüllt und, wenn er ſich recht herausputzen wollte, einen Federhut auf dem Kopfe, ſo daß er dann einem jungen Kriegsgotte glich. Er wuſch ſich regelmäßig, putzte ſeine glänzendweißen Zähne, hatte den Bart zierlich zu ſtutzen gelernt und beſah ſich überaus gern im Spiegel; — kurz, er übte ſchon ſo viele menſchliche Klugheiten und Thorheiten aus, daß ſeinem Erzieher bei dieſer überhand nehmenden europäiſchen Kultur oft ganz bange ward. Am meiſten freute ihn dabei Heinrichs entſchiedene Neigung zur höchſten Reinlichkeit. Es fehlte ihm aber auch nicht an nützlichen Künſten, denn er konnte ſchon waſchen, kochen, braten, nähen, ſchießen, angeln; dabei lernte er täglich eine Menge neuer Wörter zur immer beſſeren Verſtändigung und ſeine ganze innere Welt fing an, ſich mächtig aufzuthun. Ihre tägliche Lebensweiſe war wohlgeregelt und vielbeſchäftigt. Am früheſten Morgen ward mehrere Stunden lang Schule gehalten; Anfangs bloß mündlich, in der Folge aber auch ſchriftlich. Ihr einziges Buch, die holländiſche Bibel, war vorläufig für den deutſchen Sprachunterricht wenig zu benutzen; aber mit frohem Dankgefühl gegen die

Vorſehung erinnerte er ſich ſeines geborgenen Bücherſchatzes, und beſchloß die Kiſte, ſobald ſie ihre erſten Streifereien außerhalb der Verzäunung vornehmen würden, ſogleich in das Wohnhaus zu ſchaffen. Uebrigens bemerkte er bei ſeinem Unterrichte, daß Heinrich zwar keine ausgezeichnet ſchnelle Faſſungskraft beſaß, aber dagegen alles Gefaßte auf immer feſthielt. Nach der Beendigung der Schule gings zum Frühſtück; dann zu den häuslichen Geſchäften. Die Küche wurde Anfangs immer gemeinſchaftlich beſorgt, bis der Lehrling endlich den Meiſter übertraf, worauf der Küchendienſt zu wechſeln begann. An Fleiſch fehlte es ihnen hauptſächlich noch, da ſie Tauben und Ziegen, als das einzige zahme Vieh, ſchonen wollten, und noch immer durch die Regenzeit abgehalten wurden, auf die Jagd zu gehen. Sobald die große Uhr des Saales, welche Thalheim in trefflichen Gang geſetzt hatte, die Mittagsſtunde ſchlug, kamen ſie dort zum Eſſen zuſammen. Nach Tiſche ſetzten ſie Arbeit und Unterricht wechſelweiſe, und oft vereinigt, fort, bis der Abend den Müden zur ſüßen niegeſtörten Ruhe winkte.

Nach Vollendung der neuen Einrichtung ihres Hausweſens machten ſie ſich eines Morgens auf den Weg, um das verzäunte Revier vorerſt zu umgehen. Das

Wetter begann ſich wieder aufzuheitern, und die Strichregen ſtrömten nur noch zuweilen in weniger anhaltenden Güſſen.

Der ganze Platz, um welchen die Verzäunung in Form eines Halbzirkels von einer ſteilen Felſenwand bis zur andern hinlief, konnte wohl eine Stunde Umfang haben. An einigen Orten, wo die Kartoffelpflanze häufiger ſtand, war auf einen ehemaligen Anbau derſelben zu ſchließen; übrigens mußte es wohl den vormaligen Einwohnern mehr um Milch und Baumfrüchte zu thun geweſen ſeyn, da ſich vom Getreidebau nicht die geringſte Spur erhalten hatte.

Die beiden Gefährten umwanderten, — nachdem ſie durch ein hohes Gitterthor geſchritten, deſſen eingeroſtete Riegel Thalheim nur mit Mühe zurückſchieben konnte, — die ganze Verzäunung, und fanden ſie überall ſo dicht und unbeſchädigt, daß über die Sicherheit vor wilden Thieren nunmehr nicht der mindeſte Zweifel zurückblieb. Dann durchkreuzten ſie das Innere ihrer paradieſiſchen Beſitzung nach verſchiedenen Richtungen. Die Wieſen trugen noch Blumen und färbten ſich jetzt wieder mit jungaufſproſſendem Grün. An den Bäumen, welche ebenfalls ſchon in neuen Trieben ausſchlugen, gab es noch vom Herbſte her Feigen und ſüße Pomeranzen, wenngleich die Affen das Meiſte geſtohlen hatten. Die beiden Eigenthümer, welche ein größeres Recht darauf zu be=

ſitzen meinten, beſchloſſen ſogleich ihre Obſtkammer mit der eingeſammelten Nacherndte zu verſehen, da ihnen gegenwärtig keine Zeit zur Verfolgung der Diebe übrig blieb.

Im Weitergehen ſtießen ſie auf eine Antilope, die der Niederlage nicht entgehen konnte. Heinrich war ſogleich darüber her, ihr die Haut abzuziehn; — die einzige Spekulation, die er ſchon in ſeinem vorigen Zuſtande gekannt, und wozu ihn vermuthlich die Furcht vor den ſchmerzenden Mückenſtichen geleitet hatte. Das Geſchäft ging ihm ſchnell von der Hand; — nur beklagte er ſich dabei über den Verluſt ſeiner Nägel; wogegen ihm Thalheim zum Troſte den Gebrauch des Meſſers mit dem beſten Erfolge empfahl. Hier that er auch ſeinen erſten Probeſchuß als Jäger. Sein Freund hatte ihn bisher fleißig nach dem Ziele ſchießen laſſen, und zeigte ihm einen Affen, der ſich auf einem Fruchtbaume gütlich that. Der erfreute Heinrich holte ihn mit einem ſichern Schuſſe glücklich herab. Beim Knallen des Gewehrs fuhren mehrere Antilopen auf und Thalheim zeigte Luſt, noch eine derſelben für die Küche zu erlegen; Heinrich bat aber, ihrer zu ſchonen und gab zu verſtehen, daß er ſelbſt dieſe Thiere jung eingefangen und innerhalb der Verzäunung groß gezogen habe. Da ihm aber Thalheim bemerklich machte: die Antilopen würden ſich ſehr ſchnell vermehren und zuletzt ihren Ziegen die Weide

hinweg nehmen, ohne ſich doch, wie jene, zähmen zu laſſen, ſo willigte Jener gern ein; und da auch noch ein vorbeiſtreichender großer Flug Rebhühner ſeinen Zoll entrichten mußte, ſo kehrten die glücklichen Jäger mit ſchwerer Beute beladen von ihrem erſten Streifzuge heim. Da ging es denn an ein gewaltiges Ausweiden, Rupfen, Zerhauen und Einpöckeln; vorzüglich aber auch an ein eifriges Sieden, Braten und Schmauſen, wobei ſich Heinrich dießmal ſo geſchickt als vergnügt bezeigte.

Sie brachten ſodann die nächſten Tage mit dem Einſammeln der Früchte und einem andern Geſchäft zu, wovon ſich Thalheim manchen Nutzen für die Folge verſprach. Er hatte nämlich einen alten kleinen Wagen, welcher auf dem Bauplatze ſtand, näher unterſucht und ihn noch brauchbar genug gefunden, um damit eine Reiſe zum geſtrandeten Bücherfaſſe zu machen. Den Weg dorthin ſchätzte er über eine Meile weit, daher ihm auf andere Weiſe der Transport jenes geborgenen Schatzes ſehr beſchwerlich werden mußte. Nun wollte er verſuchen, ob einige ihrer Hausthiere, die von ſtarkem Körperbau waren, ſich zum Ziehen abrichten ließen. Der Wagen wurde alſo zum Fluſſe hingeſchoben, eingeweicht, dann die Räder mit Oel getränkt und in Gang gebracht. Thalheim wählte ſechs der ſtärkſten Böcke aus, machte ihnen Geſchirre von Stricken und altem vorgefundenen Riemenwerk, übte ſie fleißig und konnte ſchon nach wenigen

Tagen die luſtigen langbärtigen Geſellen ziemlich nach ſeinem Willen lenken und ihnen faſt ſo viel Arbeit, als einem ſtarken Zugpferde zumuthen.

An einem ſchönen Morgen fuhren ſie wohlgemuth durch das Gitterthor hinaus in jenes wildere Revier, wo Thalheim früher ſchon ſo große Gefahr beſtanden hatte. Gleich beim Eintritt in den Hochwald ſtießen ſie auf einen ſchreckhaften Anblick. Auf dem felſigen Grunde eines offenen Platzes glänzten weißgebleichte Knochen, welche Thalheim ſogleich für menſchliche Gebeine erkannte; — aber mitten unter ihnen lagen eben ſo unverkennbar die Gerippe zweier Löwen, die alſo einſt hier, den Tod gebend, ihn zugleich empfangen hatten. „Vielleicht, ſagte Thalheim: ſind dieß die Ueberbleibſel der letzten Bewohner dieſer Inſel, außer Heinrichs Mutter! — Armer Robinſon Thalheim! Wer wird künftig einmal vor Deinem Gerippe zurückſchaudern!“

Die hier Gebliebenen waren nicht gehörig bewaffnet geweſen; denn Thalheim fand nur einige Aexte auf der Wahlſtatt, und mehrere umgehauene Bäume im Umkreiſe machten es wahrſcheinlich, daß die Unglücklichen beim Holzfällen von den Raubthieren überfallen worden waren. Wie theuer ſie ihr Leben verkauft hatten, bewieſen die Ueberreſte ihrer grimmigen Feinde. — Ein ſolcher grauſenvoller Anblick war freilich nicht geeignet, die Luſt der heutigen Reiſe zu mehren, und in der That ſtand

Thalheim eine Weile unentſchloſſen da. Heinrich hingegen blieb muthiger, und behauptete, es gebe auf der ganzen Inſel nur noch ein einziges Raubthier dieſer Gattung, das er ſehr genau kenne und dem er ſchon oft entkommen ſey. „Hier — Löwentod!“ rief er, und klopfte auf ſeine Flinte. Allerdings durften die beiden Abenteurer ihrer Bewaffnung einigermaßen vertrauen. Außer zwei Piſtolen im Gürtel, und einem Säbel an der Seite, trug jeder ein gezogenes Doppelrohr, ſo daß ſie jedem, nicht allzuübermächtigen Feinde keck entgegengehen konnten. Aber es fand ſich auf ihrem ganzen Wege kein lebensgefährlicher Feind.

Das glücklich aufgefundene Faß voll großer deutſcher Schriftſteller ward von dem Bocksgeſpann ſo behutſam und ſicher über Stock und Stein gefahren, als man es von ſo wenig gebildeten Beſtien nur immer erwarten konnte; auch packten ſie unterwegs noch einige todte Haſen und Rebhühner darauf, gleichſam als Krone des ganzen literariſchen Katafalks. Sehr ermüdet langten die Führer zu Hauſe an.

Die Schulſtunden wurden von nun an verdoppelt, und Heinrich machte höchſterfreuliche Fortſchritte im Denken und Reden, ſobald nur einmal die Bahn aus der wüſten Geiſtesverwilderung zur menſchlichen Sittigung gebrochen war. Bei dieſer edelſten Beſchäftigung übten ſie die Jagd nur in ſeltenen Stunden; dagegen verwen-

deten ſie mehrere auf die Herſtellung ihres ſchönen Gartens. In den Abendſtunden kehrte ſichs oft um, und Heinrich ward Thalheims Lehrmeiſter, da er die ganze Inſel und ihre Thierarten kannte, und in ihrer Beſchreibung ein bewundernswerthes Talent entwickelte, indem er gerade das Charakteriſtiſche ihres Benehmens, ihrer Art ſich fortzubewegen, und ſelbſt ihre Stimme kenntlich wiederzugeben wußte.

So hatten ſie eine Zeitlang in ihrer Abgeſchiedenheit, ſtets geiſtig und körperlich thätig, fortgelebt, als eine ſeltſame Entdeckung die Aufmerkſamkeit unſeres Freundes noch mehr als bisher nach jenem wüſten Theile der Inſel hinlenkte, zu deſſen näherer Erforſchung er bisher eben kein ſonderliches Verlangen trug. Er ſaß nämlich einſt an einem ſtillen Abend beim Sonnenuntergang auf der Raſenbank des Gartens neben ſeinem Heinrich, dem er eben einige kleine Lieder gelehrt hatte, um ſie mit ſeiner Zither zu begleiten. (Sie hatte ſich unter den Geräthſchaften des oberen Hausraumes nebſt dem zugehörigen Saitenvorrathe gefunden.) Heinrich ging nach dieſer muſikaliſchen Uebungsſtunde hinab in die Wohnung, das Abendbrod zu bereiten, während Thalheim oben noch ſeine leiſen Elegieen nach dem geliebten Norden hinertönen ließ, und ſich allmälig in Betrachtungen über ſeine Gegenwart und Zukunft gänzlich verlor. Manches ſchreckhafte Bild trat ſeiner Phantaſie entgegen, aber deſto

ſchöner tröſtete ihn zuletzt der Gedanke, daß er bisher doch ſeine Pflichten gegen den ihm von Gott anvertrauten Freund getreulich erfüllt habe. Heinrich begann jetzt ſchon unter ſeiner Leitung ein liebenswürdiger Menſch zu werden, und mehr noch ließ die Zukunft hoffen. Sein Aeußeres war ſo auffallend ſchön gebildet, wie es bei einer männlichen Geſtalt nur ſelten gefunden wird. Das friſcheſte Roth ſchimmerte auf den Wangen des regelmäßig geformten, nur noch wenig gebräunten Geſichtes; ſein großes dunkles Auge ſtrahlte von reiner Gluth; in jeder Muskelbewegung drückte ſich die Harmonie rüſtiger Männlichkeit aus, und niemals hat wohl ein Jüngling den Namen K r a f t, den ihm ſein Freund beigelegt, mit größerem Rechte geführt, als Heinrich, in Rückſicht ſeiner außerordentlichen Körperſtärke. Sein Charakter war eine, vielleicht nur gerade unter dieſen Verhältniſſen mögliche Miſchung von Sanftheit und Feuer; — höchſtmenſchlich, — aber noch nicht beſtimmt. Dankbarkeit gegen Gott und gegen ſeinen Lehrer, ſo wie ein unbedingter Gehorſam — dieß waren bis jetzt die einzigen herrſchenden Gefühle ſeiner Seele. Bei ſeinem, ſich mächtig verſtärkenden Gedächtniß hatte er ſchon bewundernswürdige Fortſchritte in ſeinem Wiſſen gemacht. Er ſprach, las und ſchrieb jetzt die deutſche Sprache mit Fertigkeit und zeigte ſich auf's Leſen ſo begierig, daß ihn Thalheim vorläufig nur auf eine kleine Auswahl

von Büchern beſchränken mußte, damit das aufgenommene Chaos von Ideen und Bildern ſeine einfache Weltanſicht nicht zerſtören möchte.

Am herrlichſten bewegte ſich des Jünglings Phantaſie in den erhabenen Regionen der Religion; und auf dieſen heiligen Wegen begegnete ihm der fromme Thalheim am liebſten, als ſein treuer Führer zum ewigen Vaterlande. Bei dem Grabe der Mutter verlebte er manchen herzerhebenden Augenblick an ſeiner Seite. Mit dem Religionsunterrichte war er bereits ſo weit vorgeſchritten, daß Heinrich bald die Konfirmation von Thalheim empfangen ſollte. Von dieſer feierlichen Handlung erwartete der Lehrer viel für die nähere Beſtimmung ſeines Charakters. Er hoffte dann die allzufeurige Phantaſie durch Vorhaltung der, vom jungen Chriſten nun wirklich übernommenen Pflichten auf feſtere Punkte hinzulenken; an würdige Vorſätze zu feſſeln, und daneben die ungebundene Sinnlichkeit, welche einer ſolchen Natur eigen ſeyn mußte, unter eine Art von Kirchenzucht zu nehmen, die ihm bei dieſem ſeltenen Geiſte nöthig ſchien, wenn er nicht ſich ſelbſt zu Grunde richten ſollte. Daher ſuchte Thalheim den Tag der Konfirmation auf alle Weiſe zu beſchleunigen, und drang ſeit einiger Zeit mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit darauf, von welcher er ſich ſelbſt keinen genügenden Grund anzugeben wußte, und

die er faſt an ſich tadelte, weil Heinrich ihm doch wirklich in jeder Rückſicht Freude machte.

Während Thalheim auch jetzt über dieſen Gegenſtand mit ſich zu Rathe ging und zuweilen mechaniſch einen Akkord ſeines Saitenſpieles anklingen ließ, glaubte er plötzlich eine ſeltſame Fortſetzung ſeiner Muſik aus der Ferne her zu vernehmen. Er horchte auf, und es überlief ihn ein leiſer Schauder, als es wehend, wie der verſchwebende Hall eines Orgelſpieles, aus der mittäglichen Gegend zu ihm herüberklang, — aber ſo fern, als wäre der Quell dieſer ſanften Töne gar nicht auf der Inſel, ſondern in höheren Regionen zu ſuchen. Menſchlichen Stimmen ſchrieb er dieſes unerklärbare Tönen nicht zu; auch konnte man keine, durch Kunſt hervorgebrachte melodiſche Bewegung darin wahrnehmen. Aber es ſchwebte gleichwohl oft ein wunderbarer Zuſammenklang in dieſer himmliſchen Muſik, welche ſich nur mit dem phantaſtiſchen Tonſpiel vieler, zugleich fibrirender Aeolsharfen vergleichen ließ.

Allmälig verklang das zaubervolle Chor der unbekannten Engelſtimmen. Thalheim blieb lauſchend ſitzen bis es dämmerte; aber ſie kehrten nicht wieder. Noch entzückt fand ihn Heinrich, dem er ſeine Entdeckung mittheilte, und welcher ihm dagegen verſicherte: auch er habe dieſes ſeltſame Klingen zuweilen ſchon im ſüdlichen Theil der Inſel vernommen, und habe neugierig ſeinen

Urſprung aufgeſucht, doch ohne denſelben entdecken zu können. „Laß uns, ſagte er, gleich morgen eine Reiſe durch die Wüſte nach jener Gegend hin antreten! Was ich nicht finden konnte, wird dir gewiß nicht entgehen.“ Dieſer Vorſchlag war Thalheimen ſehr willkommen; denn er hegte im Geheim die Hoffnung, daß jene Muſik doch vielleicht von Menſchen herrühren könne.

So zogen ſie denn am andern Morgen wohlgerüſtet aus, da Heinrich behauptete, ſie würden den gewöhnlichen Aufenthalt des Löwen auf ihrem heutigen Wege nicht vermeiden können. Allein der Feind war ihnen näher, als ſie glaubten; denn kaum hatten ſie das Gitterthor verriegelt, als Heinrich, welcher eine Strecke voraus war, dem Gefährten zuſchrie: er möge ſich eilig hinter die Pforte retten. Er ſelbſt kletterte in demſelben Augenblick an einem Baume empor, und Thalheim ſah das furchtbare Thier in kleiner Entfernung, zum tödtlichen Sprunge bereit, ſtehen, mit blitzenden Augen bald nach ihm, bald nach Heinrich zielend. So wohlbewaffnet, wie er jetzt war, ſchämte ſich Thalheim wieder zurück in die Verzäunung zu flüchten; er beſchloß vielmehr, dem Unthier muthig den Kampf anzubieten, da ihn Heinrich vom Baume herab trefflich unterſtützen konnte. Eben als der Löwe mit geringeltem Schweif dumpf murrend jenen Baum umkreiſ'te, fiel Thalheims erſter Schuß. Der Feind that einen mächtigen Seitenſprung; — er war am Schenkel verwundet. Jetzt knallten auch von oben herab zwei ſchnell hintereinander folgende Schüſſe; aber das erſchreckte Thier war bereits auf der Flucht und entfernte ſich, durch die Wunde gehindert, nicht allzuſchnell mit lautem Gebrülle. Die beiden triumphirenden Jäger verfolgten ihn bis er ſich in einem Wäldchen ihren Blik-

ken entzog, welches Heinrich als ſeinen gewöhnlichen Aufenthaltsort bezeichnete. Der muthige Thalheim hatte große Luſt, ihn auf der Stelle dort in ſeiner Höhle aufzuſuchen. Indeß brachte ihn die Vorſtellung Heinrichs davon ab: daß ſie nun gerade heute, wo die verwundete Beſtie ſich verſteckt halten werde, am aller ungeſtörteſten und ſicherſten ihre Entdeckungsreiſe fortſetzen könnten.

Nach einer langen und ſehr intereſſanten Wanderung, — auf welcher ſie viele Thiere antrafen und gute Jagd hätten finden können, wenn es ihnen heute um eine ſolche Beute zu thun geweſen wäre, — machten ſie endlich gegen die Mittagsſtunde auf einem hohen Berge Halt, wo ſie ſich auf der äußerſten ſüdöſtlichen Spitze und zugleich auf dem allerhöchſten Punkte der ganzen Inſel befanden, welche ſich aber nach Südweſten hin noch mehrere Meilen weit in die Länge zog. Sie war unſtreitig über zehn Stunden lang, doch in den meiſten Gegenden nur drei bis vier Stunden breit. Der Fluß ſchlängelte ſich aus den ſüdweſtlichen Gebirgen hervor, verſchwand oft unter Felſenbergen und durchzog in romantiſchen Windungen die ganze Inſel, worauf er unterhalb der verzäunten Anlage nach Nordoſten zu ins Meer floß.

Die Beſitzung der beiden Freunde machte zwar den ſchönſten Theil der Inſel aus; aber man konnte doch von dieſem Gebirge herab bemerken, daß auch in manchen andern Gegenden eine ungemein üppige Vegetation anzutreffen ſeyn müſſe. Die Abendſeite beſtand meiſt aus Waldung, die Morgenſeite hingegen aus Wieſen und niedern buſchigen Hügeln. Das Ganze gewährte einen überaus reizenden Fernblick und bot ſich unſerem entzückten Freunde zum erſten Male ſo in ſeiner vollen Herrlichkeit dar. Alle Spuren menſchlicher Einwirkung, welche ſie

hier und da entdeckten, ſchienen nur auf ältere, nicht mehr vorhandene Bewohner hinzudeuten.

Ihr mitgenommenes Jägermahl war bereits verzehrt, als ſie plötzlich bei einem ſich erhebenden Nordweſtwinde die bekannten räthſelhaften Töne, und zwar weit vernehmlicher als geſtern, hörten. Heute aber erklangen ſie von Norden her, und es war folglich keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Ort ihrer Entſtehung zwiſchen dem Standpunkt der Wanderer und ihrer Wohnung zu finden ſeyn müſſe. Voller Freuden über dieſe Gewißheit, traten ſie ſogleich den Rückweg an, und beſchloſſen auf demſelben ſtets in der Mitte zwiſchen dem Meere und dem Fluſſe zu bleiben; in welcher Richtung ſie nach beiden Seiten hin recht aufmerkſam mit Ohr und Auge ſpähen konnten. Auf der nächſten Reiſe wollten ſie dann am Seegeſtade hin dem Gebirge zuwandern. So, glaubten ſie, könne ihnen die Entdeckung des Geheimniſſes nicht entgehen. — Aber ſchon während ſie abwärts gingen, war kein Laut mehr zu vernehmen. Sie verfolgten ihren Weg, ohne eine nähere Andeutung zu finden, und kamen ſo, zwar nicht ohne fühlbare Folgen des angeſtrengten Tagemarſches, dennoch aber höchſtzufrieden mit allem, was ſie geſehn und genoſſen, in ihrer Wohnung an. Lange unterhielten ſie ſich noch in labender Ruhe, ohne zu ahnen, daß dieß der Vorabend eines für ſie ungemein wichtigen Tages ſey.

(Die Fortſetzung folgt im zwölften Bändchen.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagner, Johann Ernst,

Ernst Wagner's sämmtliche Schriften

Bd.: 11

Leipzig 1828

P.o.germ. 1551 b-11/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122622-6